

GEBURT

Ein Lesebuch

Kösel



Geburt

Ein Lesebuch

Herausgegeben von
Hans Georg Ruhe

Kösel

Lektorat: Josef K. Pöflath

Inhalt

Vorwort	7
Die Erde – geboren	
Der Mensch – aus der Erde geboren	9
Woher gekommen?	15
Der erste Schritt in die Endlichkeit	24
In die Welt hinein: begrüßt, verarztet und erfaßt	32
Der Ort, an dem Gott geboren wird	81
In die Welt hinein	102
Rückblicke	123
Am Ende ratlos	131
Quellenverzeichnis	132

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Geburt : e. Lesebuch / hrsg. von Hans Georg Ruhe. –
München : Kösel, 1988
ISBN 3-466-36296-2
NE: Ruhe, Hans Georg [Hrsg.]

© 1988 by Kösel Verlag GmbH & Co., München
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Kösel, Kempten
Umschlag: Brigitte Schneider, Lüftelberg

Vorwort

Wenn wir geboren werden, weinen wir, weil wir diese große
Narrenbühne betreten.
William Shakespeare

Ein Nacktes
Lämmernackt
und Sperlingsnackt im Nest . . .
das Bündel Gottes
Paul Konrad Kurz

Ich habe mein Kind
begraben
das ich nicht gebar . . .
Rose Ausländer

Auszüge aus drei Texten dieses Buches: sie kreisen die Themen ein. Annäherung an einen Kristallisationspunkt des Lebens, der am Beginn die Erfahrungen einer ganzen Spanne verdichtet.

Verschiedene Sichtweisen und unterschiedliche Annäherungsversuche werden angeboten, Symbolhaftes kommt zur Sprache, auch Fakten, Berichte und Standpunkte.

Die Geburt ist der Anfang vom Auszug des Menschen aus seiner natürlichen Heimat. Sie ist Beginn und Höhepunkt des Kampfes um Bindung und Loslösung. Und sie ist nicht ein Zeitpunkt, sondern ein Prozeß, von dem *Erich Fromm* meint, er höre erst mit dem Tod des Menschen auf: »Das Ziel des Lebens ist es, ganz geboren zu werden.«

Aber auch dies: Im Bild der Geburt Christi wird uns eine Vision angeboten, die sagt, daß Leben in Kälte, Abgeschiedenheit, Armut und Einsamkeit möglich *und* daß sie überwindbar sind.

»Dein ists, dem sterblichen Menschen zu geben
und zu rauben das Leben.«

Die Erde – geboren Der Mensch – aus der Erde geboren

Die Erde als Heimat des Menschen ist älter als er selbst. Er wurde auf sie, in sie hineingeboren und ist ihr Nutznießer, zeitlich begrenzter Gast, der im Begriff ist, sie zu zerstören.

Oder, wie es Neruda sprachgewaltig ausdrückt: »Die Erde schuf im Menschen sich die Heimsuchung.«

Wir haben als Geborene und Sterbliche ein Gastrecht auf dieser Erde, wir haben sie zu verwalten und zu achten in einem tiefen Sinn, sie weiterzugeben an die Nachgeborenen.

Homer spricht von der Erde als der Mutter aller. Vor diesem Bild treten die Menschengeburt zurück, finden sich wieder und finden eine Einbettung in den Kreislauf von Kommen und Gehen, von Werden und Sterben.

Die Erde als Heimat zu begreifen, die nicht zerstört werden darf, heißt das Bild aufgreifen, daß Eltern die ewige Heimat sind, aus der man kommt und als Gewandelter in sie zurückkehrt.

Von den Mühen des Lebens im »Armenhaus unsrer Gefühle« schreibt Geerk. Geburten sind immerwährende Zeichen dafür, daß es sich lohnen soll weiterzuleben. Sie sind ein Vorgriff auf die Gewißheit und nicht die Bestätigung!

Solange Menschen geboren werden, solange gibt es Gründe, die geborene, die geschaffene Erde zu schützen vor ihren Zerstörern, die nur von »Wachstum«, nie aber vom Kreislauf von Werden und Sterben sprechen. Robert Jungk sprach einmal davon, daß »Ungeborene keine Lobby« hätten. Wir haben nur diese eine Heimat. Und nur diese können wir hinterlassen – als Platz der Gastlichkeit oder als beschädigtes Leben aller.

Die Geburten

Als in Erde und Metall die Sterne sich verwandelten, als die wogende Kraft verging und umgestürzt das Gefäß war der Morgenröten und Kohlen, versunken das Feuer an seine ständigen Orte, stürzte, ein brennender Tropfen, das Meer von Raum zu Raum, von Stunde zu Stunde: sein blaues Feuer ward Erdsphäre, die Luft seines Schöpfrads tönende Glocke, sein innerstes Wesen bebte im Schaum, und in des Salzes Helle ward die Blüte emporgetrieben seiner unendlichen Selbstherrlichkeit.

Während die abgespaltenen Gestirne gleich lethargischen Lampen ruhten, ihre unbewegte Reinheit mindernd, füllte das Meer mit Salz und Bißwunden seine Größe, es belebte die Erstreckung des Tages mit Flammzungen und Bewegung, erschuf die Erde und entfesselte den Gisch, hinterließ, wo es verebte, Spuren von Gummi, überzog mit Statuen den Abgrund, und hervorging an seinen Ufern das Blut.

Gestirn der Fluten, Geburten-Wasser, Mutter-Materie, unbesiegbares Mark des Lebens, bebender im Schlamm errichteter Tempel: das Leben in dir tastete an nächtliches Gestein, zog sich, so es die Wunde berührte, zurück, behauptete sich mit Schilden und Diademen, spannte transparente Gebisse aus: häufte Krieg an in seiner Wölbung. Was die von der seelenlosen Substanz des Blitzes zerrissene Dunkelheit formte, Ozean, in deinem Leben lebt es.

Die Erde schuf im Menschen sich die Heimsuchung.

Er entthronte Tiere, trug Gebirge ab, erforschte die Keimzellen des Todes.

Indessen, in deiner Zeitendauer blieben die Flügel des überfluteten Zeitenverlaufs lebendig, und die erschaffene Herrlichkeit erhält die gleichen Schuppensmaragden, hungrige Tannengebilde, die mit bläulichen Ringmäulern schlingen, das wallende Haar, das ertrunkene Augen aufsaugt, die Sternkoralle aus streitbaren Gestirnen, und an der öglänzenden Kraft des Wals abgeleitet das zermalmende Dunkel. Da erstand die Kathedrale ohne Hände, durch unzählbare Schläge der Flut, spitz wie eine Nadel wurde das Salz, wurde Klinge brütenden Wassers, um reine Lebewesen, eben ausgestreut, wimmelten und flochten Wände, bis, gleich Nestgruppierungen mit dem grauen Schmuck des Schwamms, die scharlachrote Tunika hinabglitt,

die gelbe Apotheosis des Strandes auflebte,
die kalkige Amarantenblüte erwuchs.

Alles war Sein, wild bebende Substanz,
blutgierige Blüten, die bissen,
angehäufte nackte Masse,
Zucken samentragender Pflanzen,
das Bluten der feuchten Sphären,
unaufhörliches blaues Wehen, das einriß
die schroffen Grenzen der Lebewesen.
Und so ward das unbewegliche Licht ein Maul
und zerbiß sein dunkelviolettes Edelgestein.
Es war der Ozean die minder harte Form,
des Lebens lichtschemmernde Grotte,
die lebenträchtige gleitende Masse
von Traubengebilden, des Ovariums Geweb,
Keimzähne weithin verstreut,
die Schwester jugendlicher Lymphe,
angehäufte Organe der Zeugung:
alles in dir pochte voll Leben, das Wasser
mit Höhlungen füllend und Erschütterung.
So bekam das Gefäß des Lebens
sein wildes Arom, seine Wurzeln;
ein Sterneneinbruch wurden die Wogen:
Schmalheit und Vollkommenheit überlebten,
Schaumgelock und Meeresbreite richteten steil
des Gischts goldglänzenden Schmuck auf.
Und für immerdar an den Gestaden bebte
des Meeres Stimme, das Brautbett der Wasser,
die sturmgepeitschte zerschmetternde Fläche,
tosende Milch des Gestirns.

Pablo Neruda

Hymnus An die Mutter aller

Erde, du Mutter aller, du festgegründete, singen
Will ich, älteste, dich, du aller Lebenden Amme!

Allen, welche das Land betreten, die Wasser bewohnen,
Gibst du Nahrung aus deiner Füll, und dem
Fittigeschlechte;
Kinderselig und reich an Früchten ist alles, o Hehre,
Nur von dir! Dein ists, dem sterblichen Menschen zu geben
Und zu rauben das Leben. Ihn, den du mit segnenden
Blicken
Anschaust, wohl dem Beglückten! Ihm mangelt keines der
Güter,
Seine Felder schwellen mit lebenernährenden Saaten,
Mastvieh weidet auf seiner Trift, es starren von Prunke
Seine Häuser; er herrscht in den Städten voll blühender
Weiber,
Herrscht mit mildem Gesetz! Ihm folgen Segen und
Reichtum;
Jünglinge jauchzen umher von junger Freude belebet,
Blühende Jungfrau spielen in Reigentänzen und pflücken,
Freudigen Herzens, Blumen der Wies und bekränzen das
Haar sich.

Ach beglücke sie ferner, du hehre segnende Göttin!

Heil dir, Mutter der Götter, o Weib des sternebesäten
Himmels! Gib mir zum Lohn des Gesangs ein ruhiges
Leben!
Dein will ich gedenken, und andrer Feiergusänge.

Homer
Übertragen von Christian zu Stolberg

Täglich

Wie viel wir verneinen müssen,
Seit wir Ja gesagt haben zum Leben!

Frank Geerk

Von der Verelendung

Wer hier neu ankommt,
Hüte sich vor dem Armenhaus unsrer Gefühle!

Glück,
Das länger dauert als fünf Minuten
Wird uns schon peinlich.
Ich aber schreibe, weil
Ich nicht heulen will.

Frank Geerk

*»Die Erde als Mutter aller ist immer
auch die Gebärende aller.
Sie ist der Raum, in den wir kommen
und aus dem wir gehen.«*

*»Ein Baum von zwei Klafter Umfang wächst
aus einem haarfeinen Sprößling.
Ein Turm von neun Stockwerken entsteht
aus einem Erdhaufen.
Eine Reise von tausend Meilen beginnt
mit dem ersten Schritt.«*

Woher gekommen?

*Mit einem plastischen Bild beschreibt Sepp Schindler in
seinem Vorwort zu Katharina Zimmers »Das Leben vor dem
Leben« (Kösel-Verlag), ein Buch voller Fotos über das Leben
vor der Geburt, die Zerrissenheit des Menschen auf der Suche
nach dem Woher.*

*Diese Frage ist für Eltern auch immer die Frage an das
werdende Kind, die eigenen Zweifel und Zumutungen, die
man sich selbst auferlegt.*

*Kinder als ökonomische Faktoren, als Rentensicherungsin-
strumente, als niedliche Beigaben unterm Weihnachtsbaum,
als Kurzweil und Kompensation der synthetischen Freuden
unserer Unterhaltungsindustrie, als »Aufgabe«?*

*»Der einzig legitime Grund, ein Kind zu bekommen, ist die
Freude am eigenen Leben« (W. Reich).*

*Oriana Fallaci monologisiert mit ihrem ungeborenen Kind und
mutet ihm alle Zweifel, Ängste und Hoffnungen zu. Sie begreift
das wachsende Wesen als Mensch in ihr und außerhalb ihres
Selbst.*

*Diese zwei Seiten machen viele Erklärungen so schal, die
darüber argumentieren, wann denn Leben begänne. Sicher
scheint nur dies: es gibt kaum einen Zeitpunkt im Leben des*

Menschen, der so ohne Autonomie ist, wie die ersten neun Monate im Leib der Mutter. Wenn diese Zeit vorbei ist und die Loslösung beginnt, so sind Kinder immer auch Symbole für den partiellen Verlust von Elternautonomie. Das gezeugte und geborene Kind reklamiert Verantwortlichkeit, und der kann man, darf man sich nicht mehr entziehen. Tut man es dennoch, so ist es Autonomieverlust mit negativem Vorzeichen. Ich bin gebunden an das, was ich mitgeschaffen habe.

Die Liebenden

Sieh jene Kraniche in großem Bogen!
Die Wolken, welche ihnen beigegeben
Zogen mit ihnen schon, als sie entflohen
Aus einem Leben in ein andres Leben.
In gleicher Höhe und mit gleicher Eile
Scheinen sie alle beide nur daneben.
Daß so der Kranich mit der Wolke teile
Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen
Daß also keines länger hier verweile
Und keines andres sehe als das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen
So mag der Wind sie in das Nichts entführen
Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben
So lange kann sie beide nichts berühren
So lange kann man sie von jedem Ort vertreiben
Wo Regen drohen oder Schüsse schallen.
So unter Sonn und Monds wenig verschiedenen Scheiben
Fliegen sie hin, einander ganz verfallen.
Wohin, ihr? – Nirgend hin. – Von wem davon? – Von allen.
Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?

Seit kurzem. – Und wann werden sie sich trennen? – Bald.
So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.

Bertolt Brecht

Der Sohn

Ach, Sohn, weißt du denn, weißt du,
von wo du kommst?
Von einem See mit weißen,
hungrig kreischenden Möwen.

Am winterlichen Wasser,
da entfachten wir, sie und
ich, ein rotes Geloder,
verschlissen uns die Lippen,
uns die Seele zu küssen,
warfen alles ins Feuer,
verbrannten unser Leben.

Und so kamst du zur Welt.

Doch sie, um mich zu sehen,
und auch dich, eines Tages,
überquerte die Meere,
und ich, um zu umarmen
ihre zierliche Taille,
lief um die ganze Erde,
durch Kriege, über Berge,
durch Wüsten, Dornendickicht.

Und so kamst du zur Welt.

Von so viel Orten kommst du,
vom Wasser, von der Erde,

vom Feuer und vom Schnee,
von so weit her gelangst du
bis zu uns beiden hier,
von der schrecklichen Liebe,
die uns verkettet hat,
daß wir nun wissen wollen,
wie du bist, was du sagst, denn
du weißt mehr von der Welt,
die wir zwei dir gegeben.

Wie ein heftiger Sturm
rüttelten wir den Baum
des Lebens, ihn erschütternd
bis hinab zu den letzten,
geheimsten Wurzelspitzen,
und jetzt erscheinst du singend
dort, auf dem höchsten Zweig,
den wir mit dir erreichen.

Pablo Neruda

Woher komme ich?

Vor mir auf dem Schreibtisch steht ein Foto: Es zeigt die rundliche Hand eines Kindes, deren Finger sich um eine Art Tau schließen. Bei näherem Zusehen läßt sich erkennen, daß dies die Aufnahme von einem Kind im Mutterleib ist, das seine Hand um die Nabelschnur gelegt hat. – Dieses Bild symbolisiert für mich den Menschen, der bemüht ist, die Quellen seines Lebens zu erspüren und der, wenn er dies zu heftig tut, auch dieses Leben selbst gefährden kann. Seit Menschen über ihr Dasein nachdenken, sind sie auch bemüht, etwas über dessen Anfänge zu erfahren. Wie denn dies alles begonnen habe, ist eine Frage, auf die zu antworten

sich nicht nur zahlreiche Mythen bemühen, sondern auch moderne naturwissenschaftliche Theorien. Ja, selbst die Frage der Kinder »woher komme ich?« zielt auf das gleiche existentielle Problem und ist auf das engste verbunden mit der Frage nach der eigenen Identität. Die Bedeutung des ersten Schrittes für die folgende Entwicklung ist seit Jahrtausenden bekannt: »Ein Baum von zwei Klafter Umfang wächst aus einem haarfeinen Sprößling. Ein Turm von neun Stockwerken entsteht aus einem Erdhaufen. Eine Reise von tausend Meilen beginnt mit dem ersten Schritt« (Laotse).

Sepp Schindler

Gespräch mit dem ungeborenen Kind

Meine Freundin sagt, ich sei die Wahnsinnige. Sie, die Verheiratete, hat in drei Jahren viermal abgetrieben. Sie hat schon zwei Kinder, ein drittes wäre unmöglich gewesen. Ihr Mann verdient nicht viel, und sie hängt an ihrem Beruf, auf den sie nicht verzichten kann. Um die Kinder kümmert sich die Schwiegermutter; die Ärmste kann ja schließlich keinen Kindergarten aufmachen! Romantisch zu sein ist zwar sehr schön, sagt meine Freundin, aber die Realität ist eben etwas anderes. Nicht einmal die Hühner bringen die ganze Nachkommenschaft hervor, die sie haben könnten: würde aus jedem befruchteten Ei ein Küken, wäre die Welt ein einziger Hühnerstall. [...] Ich bin ja der Meinung, man sollte es überhaupt nicht erst zur Empfängnis kommen lassen. Aber kaum berühre ich diesen Punkt, wird sie wütend und erwidert, daß sie selbstverständlich die Pille genommen hat. Sie hat sie zwar nicht vertragen, aber sie hat sie trotzdem genommen. Dann hat sie eines Abends die Pille vergessen, und daher die erste Abtreibung. Mit der Sonde, sagt sie. Ich verstand nicht recht, was diese Sonde ist. Eine Nadel, die tötet, nehme ich

an. Aber ich habe verstanden, daß sie von vielen benutzt wird, in voller Kenntnis, daß sie unendliche Schmerzen und manchmal auch das Gefängnis zur Folge haben kann.

Du fragst dich, warum ich dir seit einigen Tagen nur davon spreche? Ich weiß nicht. Vielleicht, weil mich die andern damit bedrängen und darauf hoffen. Vielleicht, weil auch ich schließlich einmal daran gedacht habe, ohne es mir einzugestehen. Vielleicht, weil ich eine Unsicherheit, die mir auf der Seele liegt, keinem andern anvertrauen möchte. Allein der Gedanke, dich zu töten, könnte mich heute selber töten, und doch widerfährt es mir, daß ich ihn in Erwägung ziehe. Dieses Gerede über die Hühner macht mich konfus. Der Zorn meiner Freundin irritiert mich, wenn ich sie deine Fotografie anschauen lasse und ihr deine Hände und Augen zeige. Um wirklich deine Augen, um wirklich deine Hände sehen zu können, hielt sie mir entgegen, würde nicht einmal ein Mikroskop ausreichen. Sie schrie mich an, ich wäre eine Phantastin und würde mir noch einbilden, meine Gefühle und Träume mit der Vernunft zu erklären. Sie rief sogar: »Was ist dann mit den Kaulquappen, die du aus deinem Teich im Garten holst, damit sie nicht zu Fröschen werden und dich nachts mit ihrem Quaken stören?« Ich weiß, ich informiere dich in einem fort und unbarmherzig über die Gemeinheiten der Welt, auf die zu kommen du dich vorbereitest, über die Greuel, die wir tagtäglich begehen, setze dich allzu komplizierten Gedankengängen aus. Doch nach und nach reift in mir die Gewißheit heran, daß du sie begreifst, weil du bereits alles weißt. [...] Ist es so? Und wenn du schon alles weißt, dann sag mir: wann fängt das Leben an? Sag mir, ich bitte dich inständig: hat das deine wahrhaftig schon begonnen? Wann? In dem Augenblick, als der Lichttropfen, den man Spermium nennt, deine Zelle durchstieß und teilte? In dem Augenblick, als dir ein Herz wuchs und Blut zu pumpen begann? In dem Augenblick, als sich in dir ein Gehirn herausbildete und ein Rückenmark und du menschliche Gestalt anzunehmen begannst? Oder muß dieser Augenblick noch kommen und du bist erst wie ein

Motor, der zusammengesetzt wird? Was gäbe ich darum, Kind, könnte ich deine Stummheit bezwingen, in das Gefängnis eindringen, das dich umschließt und das ich umschließe, könnte ich dich sehen und von dir Antwort bekommen!

Freilich, wir zwei sind schon ein eigenartiges Gespann. Alles in dir ist von mir abhängig, und alles ist von dir abhängig: wirst du krank, werde auch ich krank, sterbe ich, stirbst du auch. Aber ich kann mich mit dir nicht verständigen, und du kannst dich mit mir nicht verständigen. Bei all deinem womöglich unbegrenzten Wissen weißt du nicht einmal, wie mein Gesicht aussieht, was für ein Alter ich habe, was für eine Sprache ich spreche. Du weißt nicht, woher ich komme, wo ich mich befinde, was für ein Leben ich führe. Wolltest du dir vorstellen, wie ich aussehe, hättest du keinen einzigen Anhaltspunkt, um zu erraten, ob ich weiß oder schwarz, jung oder alt, groß oder klein bin. Und ich frage mich immer noch, ob du eine Person bist oder nicht. Niemals waren sich zwei Unbekannte, die in demselben Körper vereint sind, einander unbekannter, ferner als wir.

[...]

Ich habe Angst. Und bin auch ärgerlich auf dich. Für was hältst du mich eigentlich? Für einen Container, für irgendein Gefäß? Ich bin eine Frau, verdammt, ich bin eine Person. Ich kann mir nicht das Hirn abschrauben und ihm zu denken verbieten. Ich kann nicht meine Gefühle abschalten und ihnen jede Äußerung verbieten. Ich kann nicht einen Ärger, eine Freude, einen Schmerz ignorieren. Ich habe meine Reaktionen, Verwunderungen und Niedergeschlagenheiten. Selbst wenn ich könnte, möchte ich sie nicht aufgeben, um mich zu einer Pflanze oder einem physiologischen Apparat zu erniedrigen, der nur für die Fortpflanzung da ist und basta! Was für Ansprüche du stellst, Kind! Erst willst du meinen Körper beherrschen und ihm sein elementarstes Recht rauben: sich bewegen zu können. Dann willst du auch noch meinen Verstand und mein Herz beherrschen: sie verkümmern lassen, sie unwirksam machen, ihnen die Fähigkeit zu fühlen, zu denken

und zu leben wegnehmen! Du beschuldigst sogar mein Unterbewußtsein. Das ist zu viel, das kann ich nicht akzeptieren. Wollen wir zusammenbleiben, Kind, dann müssen wir schon zu einer Übereinkunft kommen. Bitte, hier ist mein Angebot. Ein Zugeständnis will ich dir machen: ich will dicker werden, ich gebe dir meinen Körper. Aber nicht meinen Verstand. Nicht meine Reaktionen. Die behalte ich. Und ich verlange noch eine Zugabe: meine kleinen Freuden. So trinke ich jetzt einen ordentlichen Whisky, rauche eine nach der anderen ein Päckchen Zigaretten auf und fange wieder zu arbeiten an, fange wieder an, als Person zu existieren und nicht als Verwahrungsgefäß – und weine, weine, weine: ohne dich zu fragen, ob es dir schadet. Weil ich dich satt habe!

[...]

Verzeih mir. Ich muß betrunken oder verrückt gewesen sein. Sieh dir die vielen Kippen und dieses Taschentuch hier an. Es ist noch ganz naß. Was für ein unsinniger Wutanfall, was für eine widerliche Szene. Egoistin, die ich bin. Wie geht es dir, Kind? Besser als mir hoffentlich.

Oriana Fallaci

trauriger abgang

unsere totgeborene liebe
erwünscht
aber
mit der nabelschnur um den hals
ist ihr die luft ausgegangen

Brigitte Heidebrecht

»Gebären zu können und Geburt mitzutragen,
ist die Möglichkeit sich hinzugeben,
seine Autonomie im Notwendigen abzugeben
und sich auf eine gemeinsame Intimität einzulassen –
mit dem Kind, mit dem Partner.
Geburt setzt Hingabefähigkeit voraus,
aus der Wachstum ermöglicht wird.«

»Komm in die Hand, sie wärmt uns . . .«

Der erste Schritt in die Endlichkeit

Geburt bedeutet Kampf um Loslösung und Festhalten. Viele Autoren haben versucht, dieses Urerlebnis zu beschreiben.

Der Psychotherapeut und Arzt Stanislav Grof spricht von »perinatalen Matrizen«, mit je zwei Komponenten: der biologischen und der spirituellen.

»Die erste perinatale Matrix beinhaltet die ungestörte intrauterine Existenz, die Einheit von Mutter und Kind, die Erfahrung der kosmischen Einheit. Die Entbindung hat noch nicht begonnen.

Die zweite perinatale Matrix bezieht sich auf das erste klinische Stadium der Entbindung, den Beginn der Wehen. Der Uterus ist noch geschlossen, das Kind wird gegen den Muttermund gepreßt. Hier entsteht die Erfahrung von Ausweglosigkeit und Hölle.

Diese (die dritte) Matrix bezieht sich auf das zweite klinische Stadium der Geburt. Die Wehen halten an, aber der Muttermund steht weit offen, und der Eintritt in den Geburtskanal erfolgt. Für den Fötus bedeutet dies einen enormen Kampf um sein Überleben.

Diese (die letzte) Matrix beinhaltet das dritte klinische Stadium der Geburt. Der Druck durch den Geburtskanal geht zu Ende, das Kind ist geboren, es folgt eine plötzliche Entspannung. Durch das schnelle Abnabeln und die plötzliche Umstellung auf die individuelle Unabhängigkeit kommt es zu einer Tod-Wiedergeburt-Erfahrung« (Jürgen Killus: Geburtsmethoden).

Erich Fromm spricht von der Geburt des Menschen als Anfang des Ausgangs aus seiner natürlichen Heimat und nennt das ganze Leben eine Geburt als dauernden Prozeß.

In diesem gewaltigen Bild wird der Zusammenhang von Leben und Sterben deutlich oder, um es biblisch zu sagen: das Weizenkorn muß erst sterben, damit die Pflanze wachsen kann, geboren aus dem Prozeß des Sterbens.

Geburt ist also kein Moment, sondern eine Dauer. Wir reduzieren uns, wenn wir Geburt nur biologisch begreifen und nicht verstehen wollen, wie unser »Ans-Licht-Treten« Bedeutung hat bis in den Tod hinein. Um in psychologischen Erklärungsmustern zu bleiben:

Frieds Gedicht kann für die Regression stehen, für den Wunsch nach Rückkehr und Schutz; Ingeborg Bachmann ist in ihrem »erstgeborenen Land« auf sich selbst verwiesen. Ihr »fiel Leben zu«.

Die Lösung aus den natürlichen Bindungen

Die Geburt des Menschen als Menschen ist der Anfang seines Ausgangs aus seiner natürlichen Heimat, der Anfang der Lösung aus seinen natürlichen Bindungen. Aber diese Loslösung ist angsterregend. Wenn der Mensch seine natürlichen Wurzeln verliert, wo befindet er sich dann, und wer ist er? Er würde allein stehen, ohne eine Heimat. Er wäre wurzellos und könnte die Isolierung und Hilflosigkeit seiner Lage nicht ertragen. Er würde wahnsinnig. Auf seine natürlichen Wurzeln kann er nur verzichten, wenn er neue menschliche Wurzeln findet, und nur nachdem er diese menschliche Verwurzelung gefunden hat, kann er sich wieder in der Welt zu Hause fühlen. Ist es demnach verwunderlich, daß wir beim Menschen eine tiefe Sehnsucht feststellen, die natürlichen Bedingungen nicht abzubrechen und sich dagegen zu wehren, von

der Natur, der Mutter, dem Blut und dem Boden hinweggerissen zu werden?

Erich Fromm

Geburt als dauernder Prozeß

Wenn wir von Geburt sprechen, meinen wir gewöhnlich die physiologische Geburt, die beim Menschenkind ungefähr neun Monate nach der Empfängnis stattfindet. Vielfach wird die Bedeutung dieser Geburt jedoch überschätzt. Noch eine Woche nach der Geburt gleicht das Leben des Kindes in wichtigen Punkten mehr dem Leben im Mutterleib als dem Leben eines Erwachsenen. Die Geburt hat jedoch einen einzigartigen Aspekt: die Nabelschnur wird durchtrennt, und das Kind beginnt seine erste Aktivität: atmen. Von da an ist jede Durchtrennung primärer Bindungen nur soweit möglich, als sie mit eigenem Tätigsein verbunden ist.

Die Geburt ist nicht ein augenblickliches Ereignis, sondern ein dauernder Prozeß. Das Ziel des Lebens ist es, ganz geboren zu werden, und seine Tragödie, daß die meisten von uns sterben, bevor sie ganz geboren sind. Zu leben bedeutet, jede Minute geboren zu werden. Der Tod tritt ein, wenn die Geburt aufhört. Physiologisch gesehen, befindet sich unser Zellsystem in einem Prozeß fortwährender Geburt; psychologisch gesehen, hört die Geburt der meisten von uns an einem bestimmten Punkte auf. Manche sind Totgeburten; sie leben physiologisch weiter, während sie sich geistig danach sehnen, in den Mutterschoß, die Erde, die Dunkelheit, den Tod zurückzukehren; sie sind tatsächlich oder beinahe geisteskrank. Viele andere schreiten auf dem Pfad des Lebens weiter und können doch die Nabelschnur sozusagen nicht vollständig zerreißen; sie bleiben symbiotisch mit Mutter, Vater, Familie, Rasse, Staat, Stand, Geld, Göttern usw. verknüpft; niemals

werden sie ganz sie selbst und sind daher niemals ganz geboren.

Der Versuch, das Problem der Existenz regressiv zu beantworten, kann verschiedene Formen annehmen; ihnen allen ist gemeinsam, daß sie notwendigerweise fehlschlagen und Leiden bringen. Wenn einmal der Mensch aus der vormenschlichen, paradiesischen Harmonie mit der Natur gerissen ist, kann er niemals dorthin zurückkehren, von wo er gekommen ist; zwei Engel mit feurigen Schwertern versperren ihm den Rückweg. Nur im Tod oder im Wahnsinn kann die Rückkehr verwirklicht werden – nicht im Leben und in geistig-seelischer Gesundheit.

Der Mensch kann sich bemühen, auf verschiedenen Ebenen zu dieser regressiven Einheit zu gelangen, die gleichzeitig verschiedene Stufen der Pathologie und Irrationalität sind. Er kann von der Leidenschaft besessen sein, in den Mutterleib, die Mutter Erde, den Tod zurückzukehren. Wenn dieses Streben übermächtig und unbeherrscht ist, führt es zu Selbstmord oder Wahnsinn. Eine weniger gefährliche und pathologische Form einer regressiven Suche nach der Einheit ist das Bestreben, an der Brust oder der Hand der Mutter oder dem Befehl des Vaters hängenzubleiben. Die Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Bestrebungen kennzeichnen die Verschiedenheiten zwischen verschiedenen Persönlichkeiten. Wer an der Brust der Mutter bleibt, ist der ewig abhängende Säugling, der das Gefühl der Euphorie empfindet, wenn er geliebt, umsorgt, beschützt und bewundert wird, und der von unerträglicher Angst erfüllt ist, wenn ihm die Trennung von der all-liebenden Mutter droht. Wer an den Befehl des Vaters gebunden bleibt, kann eine Menge Initiative und Aktivität entfalten, doch immer unter der Voraussetzung, daß eine Autorität vorhanden ist, die Befehle gibt, lobt und straft. Eine andere Form regressiver Orientierung ist die Destruktivität, der Wunsch, die Getrenntheit durch die Leidenschaft zu überwinden, alles und jeden zu zerstören. Man kann dabei den Wunsch hegen, alles und jeden aufzuessen und sich einzuver-

leiben, das heißt die Welt und alles, was sie enthält, als Nahrung empfinden oder alle Dinge unmittelbar zerstören mit Ausnahme des einen – seiner selbst. Eine weitere Form, das Leiden der Getrenntheit zu heilen, besteht darin, das eigene Ich als selbständiges, gewappnetes, unzerstörbares »Ding« aufzubauen. Man erfährt sich dann als seinen eigenen Besitz, als seine Macht, sein Prestige oder seinen Verstand.

Erich Fromm

Das erstgeborene Land

In mein erstgeborenes Land, in den Süden
zog ich und fand, nackt und verarmt
und bis zum Gürtel im Meer,
Stadt und Kastell.

Vom Staub in den Schlaf getreten
lag ich im Licht,
und vom ionischen Salz belaubt
hing ein Baumskelett über mir.

Da fiel kein Traum herab.

Da blüht kein Rosmarin,
kein Vogel frischt
sein Lied in Quellen auf.

In meinem erstgeborenen Land, im Süden
sprang die Viper mich an
und das Grausen im Licht.

O schließ
die Augen schließ!
Preß den Mund auf den Biß!

Und als ich mich selber trank
und mein erstgeborenes Land
die Erdbeben wiegten,
war ich zum Schauen erwacht.

Da fiel mir Leben zu.

Da ist der Stein nicht tot.
Der Docht schnellt auf,
wenn ihn ein Blick entzündet.

Ingeborg Bachmann

Rede in der Hand

Komm in die Hand
Sie wärmt uns
Versteck deinen Kopf
unter dem Fingernagel:
Dein langes Haar
wird bald nichts sein
als eine geringelte Linie
in die Kuppe
der Fingerspitze gekerbt

Komm in die Hand
Wir alle sind in der Hand
Wenn sie sich öffnet
weht uns ein Windstoß weg
Wenn sie sich schließt
spritzt uns das Blut aus den Knochen

Komm und küß mich
Die Hand um uns zittert leise
Sag nichts:
Er schläft

Komm nah
Mach deine Augen zu
Er wird nicht lange mehr schlafen
Bald wird es Tag sein
Hab keine Angst
ich habe die Linien der Hand gelesen:
Es steht nichts Schlechtes darin
von dir
und von mir

Erich Fried

Sieben Tage Leben

erzähle mir
wie du
aus deiner Mutter
schlüpfdest
kaum merklich
ein Mann wurdest
der hier und jetzt
die Liebe verwirklicht

was die Wirklichkeit
uns versagt
davon laß mich
sieben Tage leben

Aldona Gustas

Das Starke und Schwache

Wenn er zur Welt kommt,
ist der Mensch zart und schwach.
Im Tode aber
wird er hart und starr.
Schilfrohr und große Bäume
sind biegsam und zart
in ihrer Jugend.
Sterben sie ab,
sind sie steif und dürr.
Stärke und Härte sind
die Gefährten des Todes.
Das Zarte und das Schwache
sind Freunde des Lebens.
Wirklich, die Stärke
hat niemals gesiegt.

Laotse

*»Wenn wir geboren werden,
schreibt Shakespeare im König Lear,
weinen wir,
weil wir diese große Narrenbühne betreten.«*

»Das Kind aber wendet sich nicht mehr um.
Es hat seine Vergangenheit hinter sich gelassen.
Es ist endgültig an unserem Ufer angekommen
und begrüßt diese Welt.«

In die Welt hinein: begrüßt, verarztet und erfaßt

Gewollte Schwangerschaft, ersehnte Geburt wird von Eltern manchmal textlich umgesetzt in euphorische Gedichte und Beschreibungen, die nahezu ekstatische Züge haben. Dies zu qualifizieren, gar zu denunzieren, ist leicht. Dahinter aber steht oft die wirkliche Unfähigkeit, Schwangerschaft und Geburt aus dem eigenen Erleben heraus darzustellen und mitzuteilen, wie es »drinnen« in allen Dimensionen aussieht.

Es ist die Zeit aller Gefühle, aller Gefühle nah beieinander und weit entfernt: das Euphorische, das Depressive, das Weltenumarmende und das Vergehende.

Hier scheint sich das Bild von Geburt und Tod weiter zu verdichten. Das eine gibt es nicht ohne das andere.

Deswegen soll am Beginn dieses Abschnittes Euphorisches stehen: zwei Eltern begrüßen ihre Kinder.

Geburt aber ist auch ein gesellschaftlicher Vorgang, wie Sheila Kitzinger an eindrucksvollen Beispielen belegt oder wie es Erik H. Erikson am Beispiel der Sioux zeigt.

Der Computerbericht eines Krankenhauses, der Stätte der Pflege und – wenn auch professionellen – Hingabe, stellt den Kontrast dar, sicher auch die Exaktheit der Vorgänge, der Funktionen.

Menschen unseres Kulturkreises beziehen ihre Sicherheit scheinbar immer stärker aus technisierten Abläufen und immer weniger aus Traditionen, Erfahrungswissen und einem Handeln, das aus ihrer Mitte, der spirituellen und der tatsächlichen, kommt.

Einwände sind zu hören: die hygienischen Verhältnisse, die geretteten Kinder, die enorme Weiterentwicklung durch Vorsorge und Spezialisierung. Und doch: Unbehagen bleibt, auch angesichts mühsamer Kaschierungen der Krankenhäuser, die auf die »Bedürfnisse ihrer Patientinnen« eingehen. Geburt ist ein Vorgang unter vielen geworden, er ist eingebettet in den Alltag des »Behandelns«. Die Einzigartigkeit ver schwimmt im Meer der Funktionen.

Christel Herkenrath zeigt knapp die Entwicklung der Geburtshilfe auf, die ursprünglich Sache der »weisen Frauen« war. Sinkende Geburtenzahlen sind Ausdruck gesellschaftlicher Verarmung. Hier, wo ein ganzheitliches Leben und Arbeiten nicht ermöglicht wird, verschiebt sich das Niveau. Die Aussage, daß die Erwerbstätigkeit von Frauen der Grund für zurückgehende Kinderzahlen ist, ist nur eine Erklärung. Der Grund ist doch, daß wir Arbeitsprozesse menschlichen Entwicklungen überordnen: sonst wäre unsere Gesellschaft so organisiert, daß sich beide Eltern um Arbeit und Kinder kümmern könnten.

Anfang 1987 meldete dpa Schätzungen des Statistischen Bundesamtes, daß bei »ungeändertem Bevölkerungsverhalten« im Jahr 2030 weniger als 30 Millionen Menschen in der Bundesrepublik leben werden.

Frédéric Leboyer, der berühmte französische Geburtshelfer, interpretiert den fünften Gesang der Odyssee und entdeckt dabei eine erstaunlich exakte Beschreibung der Geburt.

Kannst kommen, du

Du,
wir sind bereit,
Sonne wartet schon
in deinem Zimmer.
Kannst kommen,
sollst freudig
empfangen werden;
sollst in
Licht und Musik
gebadet werden.

Noch bist du dort,
wohin wir eines Tages
alle zurückkehren.
Horch dich doch einmal
ein wenig um;
vielleicht kannst du uns
einen nützlichen Rat
mitbringen.
Hier siehts nämlich schlecht aus!

Aber hab' keine Angst, du,
wir sind bereit;
Sonne wartet schon
in deinem Zimmer,
kannst kommen.

Kai Engelke

Verfaßt vor der Geburt meines ersten Sohnes

Ich höre Pink Floyd

Ich höre Pink Floyd
ich warte auf die erste Wehe
von der ich spüren kann
daß es kein Zurück mehr gibt
auf das erste Zeichen
daß mein Leib offen wird und weit
dich heraus zu lassen
Raum zu geben für dich
um dich begrüßen zu können
auf der anderen Seite der Welt.

Ich sitze im Stuhl
die Schenkel geöffnet
hörend was in meinem Bauch geschieht.

Ich spüre, daß du dich sammelst
daß dieser Muskel
den sie Gebärmutter nennen
sich langsam aufrichtet um seine Arbeit zu beginnen
endgültig ohne Zurück.

Wir werden eine Orgie feiern
eine Orgie des Lebens
des Ja-Sagens
mit jeder Kontraktion zueinander Ja-Sagen
ohne Zögern, ohne Zurück
atmen im Rhythmus der Natur
die so weit weg ist
außerhalb unseres Bewußtseins
aber in diesem Liebesakt wird er wieder da sein
der Rhythmus von Leben zueinander füreinander.
Nie ist es auszulöschen
dieses Gefühl
ja gesagt zu haben zueinander.

Ich bin ausgerichtet auf dich
alle Antennen die ich habe
schwingen dir zu.
Meine Lunge ist ein großer dunkler Teich
der Weite und Freiheit für dich herstellen muß.

Mein Bauch ist ein Gefäß das dich
freigeben möchte
meine Vagina ist ein warmes Loch
das aufgehen möchte, langsam, behutsam
um dich ins Leben um deiner selbst willen zu entlassen
meine Brüste werden für dich da sein
wenn du die dunkle warme Höhle verlassen hast.

Meine Hände streichen über meinen Bauch
der sich wölbt
ich heiße dich willkommen Kind
mit Jubel und Ekstase
mit Jubel und Ekstase die lautlos sind und stark.

Ute
30 Jahre, zweites Kind, 1976

Aber sein will ich

Das Leben des Babys im Mutterleib spielt sich in zwei Phasen
ab. In zwei Jahreszeiten von gleicher Dauer. Die einander
entgegengesetzt sind wie Sommer und Winter.
Die erste ist das »Goldene Zeitalter«.
Als Embryo ist es zunächst eine kleine Pflanze, die wächst und
blüht.
Reglos.
Dann wird der Embryo zum Fötus. Die Pflanze wird Tier.
Bewegung bemächtigt sich seiner. Zunächst ergreift sie den

Rumpf, dann breitet sie sich zur Peripherie hin aus. Erst
zuletzt erfaßt sie die Extremitäten.

Der Fötus regt sich also, erfreut sich seiner Glieder. Und
seiner Freiheit.

Wirklich, das ist das »Goldene Zeitalter«.

Schwerelos ist er, das Fruchtwasser trägt ihn. Leicht wie ein
Vogel, behend und lebhaft wie ein Fisch.

Sein Glück, seine Freiheit sind grenzenlos. Genau wie sein
Königreich, dessen Grenzen er nur von Zeit zu Zeit berührt.

Weil in der ersten Hälfte der Schwangerschaft das Ei (die
Häute, die den Fötus und das Fruchtwasser enthalten, in
dem er schwimmt) tatsächlich schneller wächst als das
Kind.

Das Kind mag sich entwickeln, wie es will, sein Reich wächst
schneller als es selbst. So daß es niemals Hemmnissen begeg-
net.

Jawohl, sein Glück ist grenzenlos. Und die Bilder, die man
von ihm kennt, zeigen ein völlig entspanntes Gesicht.

Es ist das Bild der Heiterkeit, der Verzückung.

Aber leider . . . !

Nach der ersten Hälfte der Schwangerschaft ändert sich alles.

Bis ins Innerste seiner Höhle wird das Kind vom Gesetz
überwacht.

Vom universalen Pendelgesetz, demzufolge alles eines Tages
in sein Gegenteil umschlägt.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Ei schneller entwickelt
als der Fötus. Das Kind mochte wachsen, wie es wollte, sein
Königreich wuchs schneller als es selbst.

In der zweiten Hälfte der Schwangerschaft ist es umgekehrt.

Das Kind entwickelt sich und wächst weiterhin rasch. Aber
das Ei, in dem es steckt, entwickelt sich im Vergleich dazu gar
nicht mehr oder kaum!

Der Leidensweg beginnt.

Es kommt dem Baby so vor, als werde es eingeschlossen.

Langsam und heimtückisch zieht sich das Universum ringsum
zusammen.

Was Raum ohne Grenzen war, wird ein Raum, der von Tag zu Tag begrenzter wird.

Verschwunden der grenzenlose Ozean glücklicher Kindheitstage. Verflogen die absolute Freiheit.

Der unendliche Raum wird enger und enger.

Und eines schönen Tages befindet sich das Kind ... im Gefängnis.

In was für einem Gefängnis!

In einem Kerker, der so eng ist, daß der Körper des Gefangenen die Wände berührt, und zwar alle gleichzeitig. Wände, die immer näher zusammendrücken! So daß eines Tages der Rücken des Kindes und der mütterliche Uterus gleichsam aneinanderkleben.

Das unglückliche Wesen wehrt sich lange dagegen. Es kämpft, protestiert.

Doch wozu?

Unerbittlich schließt sich das Gefängnis und preßt es zusammen.

Ist das Schicksal nicht erbarmungslos?

Das Kind nimmt es auf sich.

Was sollte es sonst tun?

Es krümmt sich, zieht den Kopf ein, macht sich klein.

Vielleicht sagt ihm seine Klugheit, daß nichts ewig währt.

Daß aus dem größten Unglück eines Tages ein noch größeres wird. Daß man geduldig sein Übel auf sich nehmen muß.

Lächelnd trotz aller Widrigkeiten.

Wünschen wir es ihm.

Es wächst im Gefängnis, das sich Tag für Tag zusammenzieht!

Nun rollt das Kind sich zusammen. Duckt sich. Demütigt sich. Schon vermag es kein größeres Einverständnis, keine größere Unterwürfigkeit mehr zu zeigen, da wird eines Tages sein Unglück noch größer.

Eines Tages wird das Gefängnis lebendig. Nicht damit zufrieden, das Kind zusammenzurollen und zu demütigen, beginnt der Krake es jetzt zu umschlingen, zu zermalmen.

Es unterwirft sich dem Terror.

Die Kontraktion geht vorüber. Sie kehrt wieder. Verschwindet von neuem. ... Jetzt beginnt eine andere. Wieder eine andere ...

Sie sind nicht stark. Nein. Als ob sie mit ihm spielen wollten. So daß das Kind sich nach dem ersten Schrecken an sie gewöhnt. Und sie schließlich sogar ... mag!

In diesem eintönigen Gefängnis wirkt die Kontraktion jetzt wie eine Zerstreuung.

Schließlich wartet es hoffnungsvoll auf sie.

Sie bringt sein Leben in Schwung.

Dieses anfangs erschreckende »Etwas«, das alles durcheinanderbrachte, jetzt sehnt es sich nach ihm.

Wenn die Kontraktion naht, wenn sie es umfängt, umschlingt, läßt es sich gehen. Es dehnt den Rücken. Es schaudert behaglich bei diesem wollüstigen Spiel.

Diese »Liebesgeschichten« dauern einen ganzen Monat. Den letzten Monat der Schwangerschaft, wenn die Kontraktionen einsetzen.

Schmerzlos für die Frau, gewöhnen sie das Kind an die Kontraktionen der Wehen, die zehnmal stärker sein werden. Im Augenblick sind sie noch Liebkosungen.

... Bis zum Tage, an dem ... wieder einmal, sich alles ändern wird.

Warum hat denn nichts Dauer?

Eines Tages ist das Spiel vorbei.

Die geliebte Woge wird zum Sturm. Die Freundin zur Furie ...

Dieses Etwas, von dem es umarmt wurde, wird böse, wird schlimm.

Dieses Etwas umschlingt das Kind nicht mehr, sondern quetscht es zusammen. Es umarmt nicht mehr, es erstickt. Es liebt es nicht mehr, sondern vertreibt es.

Das freudige Spiel wird haßerfüllt.

Die Wehen haben begonnen ... Die Geburt wird eingeleitet.

Und jetzt bemächtigt sich des Kindes eine unwiderstehliche, maßlose, wahnwitzige Kraft.

Eine blinde Kraft, die es zusammenpreßt, niederdrückt, nach unten zwingt.

Den Rücken krümmen genügt nicht mehr.

Das zusammengedrückte, erschöpfte Kind macht sich noch kleiner als je zuvor. Kopf und Schultern zieht es ein, es ist ein einziges Häuflein Elend.

Das Gefängnis verliert den Verstand und will den Gefangenen offenbar umbringen. Die Wände ziehen sich noch mehr zusammen. Der Kerker wird zum Tunnel, der Tunnel zum Trichter!

Das Herz schlägt zum Zerspringen, das Kind versinkt in dieser Hölle.

Seine Angst ist namenlos.

Plötzlich aber schlägt sie in Zorn um.

Wahnsinnig vor Wut, geht es gegen die Wand an.

Es muß hindurch! Es muß sie durchbohren!

Nur noch Schrecken, nur noch Haß ist es.

Diese Wand! Diese Wand!

Es muß hinaus! Notfalls muß es töten . . .

Diese Kraft, dieses blinde Ungeheuer, die es zusammenquetscht, die es nach draußen drängt, diese blinde, stumpfe Wand, die es zurückhält, die es daran hindert, durchzubrechen,

sind ein und dasselbe: die Mutter! Immer wieder sie!

Sie vertreibt es.

Und gleichzeitig hält sie es zurück, hindert es, durchzubrechen!

Sie ist wahnsinnig! Sie muß man töten. Denn sie stellt sich zwischen das Kind und das Leben.

In diesem Kampf auf Leben und Tod, in diesem erbarmungslosen Ringen gibt es nur ein Entweder-Oder. Die Mutter oder das Baby . . .

Das Kind ist wie besessen.

Trunken vor Angst und Unglück, allein, von allem verlassen,

kämpft es mit der Energie der Verzweiflung in vollkommener Finsternis.

Das Ungeheuer drückt es noch weiter hinab. Raffiniert in seiner Grausamkeit, quetscht es das Kind nicht nur zusammen, sondern dreht es auch noch.

Um durch die Meerenge des Beckens zu kommen, beschreibt erst der Kopf, dann der Körper des Fötus eine Schraubenbewegung. Er dreht sich also um sich selbst. Wie in der Kelter.

Und der Kopf des Babys . . . Dieser Kopf, der die Hauptlast des Kampfes trägt, so daß er beinahe in den Schultern, der Brust verschwindet, wie kommt es, daß er nicht zerspringt? Das Kind befindet sich auf dem Gipfel des Unglücks. Die Anstrengung ist zu mächtig . . . Sicher ist sein Ende nahe. Der Tod scheint gewiß . . .

Daß das Licht um so näher ist, je dichter die Finsternis wird, weiß dieser Märtyrer nicht.

Das Ungeheuer macht sich ein letztes Mal über das Kind her. Und da . . .

Und da explodiert plötzlich alles!

Das Universum zerspringt.

Kein Tunnel, kein Gefängnis, kein Ungeheuer mehr.

Das Kind ist geboren . . .

Wo sind die Wände hin? Verschwunden, eingestürzt.

Nichts!

Die Leere und ihr Grauen.

Unerträgliche Freiheit!

Wo bin ich . . .

Alles preßte, quetschte mich, aber ich besaß Gestalt.

Mutter, mein verfluchter Kerker, wo bist du?

Allein bin ich ein bloßes Nichts, ein Taumel.

Nimm mich wieder auf! Nimm mich zurück. Zerdrücke, zerquetsche, zerstöre mich.

Aber sein will ich.

Frédéric Leboyer

Geburt: ein gesellschaftlicher Vorgang

Instinkt, Kultur und Gesellschaft

Die Geburt selbst ist nicht nur ein biologischer Vorgang, sondern auch ein gesellschaftlicher. Wir haben bereits festgestellt, daß es bei einigen Gesellschaften die Geburt ist, durch die eine Ehe vollzogen wird, nicht der Geschlechtsakt, und daß in vielen Teilen der Welt ein Mädchen den Erwachsenenstatus erst erhält, nachdem sie geboren hat. Die Geburt ist ein gesellschaftlicher Vorgang, denn sie wirkt sich nicht nur auf die Wechselbeziehung zwischen Mann und Frau aus, sondern auch zwischen den Mitgliedern der Gruppe, der sie angehören oder von der sie abstammen und nach denen sich beide ausrichten. Es handelt sich auch in dem Sinne um einen gesellschaftlichen Vorgang, daß die Identität der Frau neu definiert ist; sie ist jetzt eine Mutter. In einer streng nach Schichten getrennten Gesellschaft, wie in Indien oder Südafrika oder anderen Ländern, in denen extreme Unterschiede zwischen Armut und Reichtum, wie zum Beispiel in Lateinamerika, herrschen, gibt ein Wissen darüber, wie Geburten in den verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten oder Kasten vor sich gehen, auch sehr viel Aufschluß über den Status all derer, die daran beteiligt sind.

Zum Teil läuft das, was bei einer Geburt passiert, natürlich auf rein instinktiver oder physiologischer Ebene ab. Eine Frau braucht kein Buch zu lesen oder Unterricht zu nehmen, um ungefähr zu wissen, was sie zu tun hat, damit das Baby auf die Welt kommt. Außerdem sind in der Geburt auch Elemente enthalten, die bei einer Menschenmutter und anderen Säugtiermüttern, besonders den Primaten, gleich sind. Im menschlichen Verhalten werden bestimmte Aspekte dieser biologischen Elemente häufig ignoriert, und durch die Kultur werden sie oft umgewandelt, so daß die sich daraus ergebenden Handlungen diesen Elementen nicht mehr entsprechen. Das kommt in einfachen Gesellschaften ebenso vor wie in hoch-

entwickelten. Je stärker die Geburt von Experten beeinflußt wird, ob das nun Gynäkologen, Schamanen oder Mediziner sind, um so wahrscheinlicher ist es, daß das Verhalten der Mutter von äußerlichen, gesellschaftlichen Anzeichen bestimmt wird und sich nicht nach inneren Impulsen richtet, die aus ihrem eigenen Körper stammen.

Wie viele andere physiologische Vorgänge ist die Geburt niemals einfach nur »natürlich«. Ebenso wie Essen, Trinken, Stuhlentleerung und Urinieren, Körperbewegungen, Geschlechtsverkehr, Pubertät, Reife, Alter und Sterben kulturell definiert sind, spiegelt auch die Geburt gesellschaftliche Werte wider und ist in jeder Gesellschaft wieder anders.

Eine gebärende Frau scheint mit einer rein physiologischen und in vielerlei Hinsicht einsamen Tätigkeit beschäftigt zu sein. Wenn alles gut vonstatten geht, hat sie vielleicht das Gefühl, daß alle ihre Handlungen rein instinktiver Natur sind. Aber auch wenn sie ihr Kind allein und ohne Hilfe zur Welt bringt, finden die Wertvorstellungen über Schwangerschaft und Geburt, die Wichtigkeit, die Risiken und der Sinn, die diese Vorgänge in der Gesellschaft beinhalten, durch sie ihren Ausdruck.

Die Geburt ist beim Menschen ein kultureller Akt, bei dem spontane physiologische Vorgänge in Sitten und Gebräuche eingebunden sind, deren Einhaltung für ein gutes Ergebnis als unbedingt notwendig oder wünschenswert erachtet wird.

Von Anthropologen wird über Geburten nicht viel berichtet – möglicherweise liegt das daran, daß es sich dabei gewöhnlich um Männer handelt und es ihnen verwehrt ist, den Ritualen um die Geburt herum beizuwohnen. Sie haben jedoch ausführlich über die Verwendung der Plazenta berichtet, daß man leicht glauben könnte, dieses sei eines der wichtigsten Rituale bei Geburten in primitiven oder agrarischen Gesellschaften. Man kann vermuten, daß der männliche Anthropologe, der bei der Geburt nicht dabei sein darf, draußen vor der Geburtshütte auf den Moment wartet, wenn jemand mit

der Plazenta auftaucht und er seinen Aufzeichnungen endlich einige nützliche Bemerkungen hinzufügen kann.

Aus den greifbaren Zeugnissen von Anthropologinnen wird klar, daß die Geburt selten ein Vorgang ist, bei dem das Baby »so nebenbei herausfällt«, wie das allgemein bei einfacheren Gesellschaften angenommen wird. Sie ist vielmehr von Ritualen und Mythen, Verhaltensanweisungen, Verboten und Tabus umgeben und strukturiert.

Ebenso wie Tischmanieren und Verhaltensweisen bei der Stuhlentleerung gesellschaftlich geregelt sind, so daß Leute auf eine bestimmte Art, an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten essen und ihren Darm entleeren, es also ungeschriebene Regeln, Konventionen und Benimmvorschriften bei der Ausübung dieser Tätigkeiten gibt, so sind auch die Einstellung und das Verhalten bei der Geburt von der Gesellschaft bestimmt.

Bei jedem physiologischen Vorgang, der mit den Körperöffnungen zu tun hat, hängt die Art und Weise, wie wir unseren Körper gebrauchen, eng mit unserer Vorstellung über ihren Platz, ihren Wert und ihre Funktionsweise zusammen. Diese Vorstellungen sind zum größten Teil Phantasien über die innere Geografie des Körpers – über Lage, Größe, Bau und Funktion der einzelnen Organe, und diese Phantasien haben vielleicht nur einen vagen Bezug zu den Tatsachen. Ebenso haben wir auch Vorstellungen über unsere Körpergrenzen, die ein wichtiger Bestandteil unseres Ganzheitsgefühls und unserer Identität sind.

In jeder Gesellschaft existieren kulturell anerkannte Vorstellungen darüber, wie die Entwicklung des Babys im Uterus vor sich geht, wie es geboren wird und auf welche Weise die Mutter oder andere Personen diesen Vorgang unterstützen oder behindern. Wenn die Geburt beginnt, erwarten alle, die daran beteiligt sind, daß bestimmte Dinge getan werden. Oft wird ihnen gar nicht bewußt, was für Maßnahmen sie treffen und warum sie das tun.

Vor einiger Zeit besuchte ich eine junge arabische werdende

Mutter, deren Ehemann wünschte, daß sie bei sich zu Hause eine private Vorbereitung auf die Geburt erhielt. Der Unterricht gestaltete sich als relativ schwierig, da der Ehemann und eine ältere Frau dabei anwesend waren und unmißverständlich klarmachten, daß sie alles über Geburt wußten, und daß der einzige Zweck meiner Unterweisungen darin bestehen sollte, die junge Frau stark zu machen, damit sie das Baby herauspressen konnte. Jedes meiner Worte mußte vom Mann übersetzt werden. Schließlich wurde er ungeduldig, weil ich überhaupt nicht zur Sache kam, nahm sie bei den Schultern und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich selbst. Dann nahm er einen tiefen Atemzug und begann, mit aller Gewalt zu pressen, wobei er sich abmühte und stöhnte, nach Luft schnappte und sich wieder abmühte, als ginge es um sein Leben. Sogar einem Mann war klar, daß Geburt Pressen bedeutete, und genau das sollte sie lernen!

Es gibt eine Reihe von Handlungen, die bei einer Geburt dazugehören. Während jedoch die Geburt in einigen Gesellschaften zu einem dramatischen Ereignis wird, gilt sie in anderen als ein gewöhnlicher und ganz alltäglicher Vorgang.

Wir sollten nicht meinen, daß die Geburt in weniger fortschrittlichen Gesellschaften immer leicht ist oder daß Frauen unbedingt ohne Schmerzen gebären. Viele gesunde Frauen bringen ihr Kind zwar auf dem Feld auf die Welt oder unterbrechen deswegen nur für kurze Zeit ihre Hausarbeit, es kommt jedoch sehr häufig zu Fehlgeburten (jede achte Schwangerschaft in einem afrikanischen Dorf zum Beispiel endete mit einer Fehlgeburt).¹ Einige Mädchen, die Anämie haben, unter Eiweißmangel oder an endemischen Krankheiten wie Malaria leiden, erreichen gar nicht erst das gebärfähige Alter oder sterben, bevor sie ihr erstes Kind zur Welt gebracht haben. Durch natürliche und kulturelle Begebenheiten ergibt

¹ Barbara Thompson: Infant Feeding and Child Care in a West African Village, in: *Journal of Tropical Pediatrics*, Vol. 13, 1967.

sich so eine Auswahl der gesunden Frauen, die überleben und Mütter werden.

Für das Verhalten der Frau bei der Geburt kann es sehr strenge Regeln geben, so zum Beispiel, daß es eine Schande für ihren Mann ist, wenn sie vor Schmerzen schreit. Die Geburt kann eine Zeit der Prüfung sein wie die Initiation in der Pubertät. In einem westafrikanischen Dorf, wo *Barbara Thompson* Frauen bei der Geburt sehr aufmerksam beobachtet hat, wurde erwartet, daß sie ihre Kinder ohne einen Laut zur Welt bringen. Wenn eine Frau schrie, wurde sie als Feigling bezeichnet und ihr klargemacht, daß ihre Geburt dadurch nur noch länger würde.

Auch die Folgen der Geburt können für die Mutter traumatisch sein. Es kann vorkommen, daß das Gewebe um die Vagina nicht behandelt wird, und in Teilen Südafrikas wird eine Frau, deren Gewebe verletzt ist und bei der der Dammriß bis in den Anus hineinreicht, von der Gesellschaft ausgestoßen und muß in einer Hütte für sich leben.

Körperphantasien bei der Geburt

Bei meinen eigenen vergleichenden soziologischen Untersuchungen über die Geburt konnte ich feststellen, daß in agrarischen Gesellschaften die Körperphantasie am weitesten verbreitet ist, daß das Kind in den Brustkorb der Mutter gelangen kann und sie dadurch erstickt. Um das zu verhindern, wird der Körper der Mutter geklopft und massiert, so daß das Kind nach unten geleitet wird. Sie wird mit langen Schals oder Stofftüchern umwickelt, um dadurch Druck auf den Fundus der Gebärmutter auszuüben, damit das Kind auch wirklich nach unten rutscht. In Amerika wurde in der Kolonialzeit ein Stück Stoff um den oberen Bauch und den Rücken gewickelt. Zu beiden Seiten der Gebärenden zogen Frauen abwechselnd daran, wodurch sie Druck auf die Gebärmutter

ausübten und gleichzeitig den Bauch und den Rücken der Frau massierten. Bäuerinnen in Lateinamerika wenden diese Methode heute noch an. Der Hauptgrund für diese Maßnahmen scheint darin zu bestehen, dafür zu sorgen, daß das Baby sich nach unten und nicht nach oben bewegt. In Gesellschaften ohne medizinische Versorgung kann es passieren, daß es bei einer langen Geburt und einem unüberwindlichen Geburtshindernis zu einem Gebärmutterriß kommt und Kind und Mutter sterben. Für die Helferinnen sieht das so aus, als wäre das Kind aus dem Mutterleib herausgeplatzt.

Dieser Vorstellung entspricht die Körperphantasie, daß eine lange Röhre vom Mund durch die Kehle und die Brust in den Bauch und die Gebärmutter führt und sich dann gabelt und die unteren Öffnungen bildet. Es besteht häufig, wie zum Beispiel bei den Bauern auf Jamaika, der Glaube, daß alles, was durch die Vagina eingeführt wird, durch die Kehle und den Mund wieder zum Vorschein kommt, und wahrscheinlich mit schlimmen Folgen. Das ist ein Grund dafür, weshalb mechanische Verhütungsmittel manchmal nicht in Frage kommen. Als ich mich in Jamaika aufhielt, ging gerade das Gerücht um, daß sich ein Kondom lösen könnte und den Körper der Frau hinaufwandern würde, bis sie am Ende erstickt.

Eine Hauptsorge der Helferinnen, die der Frau bei der Geburt beistehen, besteht darin, der Frau und allen, die dabei sind, zu versichern, daß das Kind sich den Geburtskanal hinunter bewegt, ganz so, wie es sein soll. Das geschieht nicht nur durch Zuspruch und Beistand, sondern häufig auch durch magische Handlungen und Gebete, um übernatürliche Mächte anzurufen, damit alles gut verläuft.

Wenn eine wissenschaftliche Überwachung der Geburt nicht vorhanden ist, wird die Hoffnung gehegt, die physiologischen Vorgänge durch magische Handlungen beeinflussen zu können, indem man sich die Geister der Vorfahren, die Götter oder andere spirituelle Mächte zunutze macht. Diese Handlungen haben eine eigene Logik. Jede Magie enthält ein inneres logisches Schema, und aus allen magischen Systemen

erhalten wir Hinweise auf die Dinge, die in dieser Gesellschaft von Bedeutung sind.

In Teilen Ostafrikas zum Beispiel wird einer Frau, die eine lange und anstrengende Geburt hat, Kuhmist in die Scheide gegeben. Eine solche Handlung ist in Hirtengesellschaften von Bedeutung, wo Vieh den größten wirtschaftlichen Wert darstellt. Der Mist dient dazu, die Geburt des Kindes zu beschleunigen, indem man es riechen läßt, wie reich sein Vater ist. In anderen vorindustriellen Gesellschaften werden der Frau dramatische Mythen erzählt oder bei der Geburt vorgespielt. In diesen Mythen kommen die grundlegenden Vorstellungen über den menschlichen Körper und die Beziehung seiner Teile und Funktionen untereinander zum Ausdruck, und der Geburtsvorgang im besonderen wird mit allgegenwärtigen Mächten in Verbindung gebracht. Es kann vorkommen, daß das Geburtshaus voller Männer ist, die ihre Trommeln schlagen und Gesänge intonieren. Was auf den Beobachter wie kakophonischer Höllenlärm wirken mag, hat für alle, die an dem Vorgang beteiligt sind, einschließlich der Mutter, eine ganz andere Bedeutung. Durch das Schauspiel wird das Zusammentreffen von guten und bösen Mächten und von Leben und Tod im Körper der Frau versinnbildlicht. Der Zweck solcher dramatischen Mythen besteht darin, Harmonie zwischen der geistigen und der physischen Welt herzustellen, um so die Frau zu befreien, damit sie ihr Kind normal gebären kann.

Das wohl anschaulichste Beispiel hierfür finden wir bei den Cuna-Indianern in Panama, bei denen ein Schamane auf Veranlassung der Hebamme bei schwierigen Geburten einschreitet und dem Kind den Weg aus dem Körper der gebärenden Frau weist.² Die Frau liegt in ihrer Hängematte, und der Schamane hockt darunter. Das Lied beginnt mit einer Beschreibung der Schwierigkeiten, die die Hebamme festgestellt hat, ihrer Bitte an den Schamanen um Hilfe und seiner

² Claude Lévi-Strauss: *Strukturelle Anthropologie*, Suhrkamp 1978.

Ankunft am Ort der Handlung. Dann folgt eine Beschreibung der Dinge, die er in der Hütte der Frau in Vorbereitung auf das Lied-Schauspiel ausgeführt hat: das Ausräuchern mit brennenden Kakaobohnen, Gebete und die Anfertigung heiliger Figuren aus Holz. Das ganze Lied stellt mit Hilfe der heiligen Figuren eine Suche nach Muu dar, dem Gott, der das Kind erschaffen hat. Muu wohnt in der Scheide und der Gebärmutter, »dem dunklen, tiefen Strudel« der gebärenden Frau, und im Körper der Mutter findet der Kampf statt, bei dem Muu die Lebensessenz abgerungen wird, die der Gott gestohlen hat, damit das Kind geboren werden kann. Jedes Organ besitzt eine eigene Seele, und die Lebensessenz eines jeden Menschen besteht in der harmonischen Zusammenarbeit aller dieser verschiedenen Seelen im Körper.

Der Schamane ruft die Geister von alkoholischen Getränken, von den Winden, den Wassern und den Wäldern herbei und sogar den Geist »des silbernen Dampfes des weißen Mannes«, und der Körper der Frau wird mit Worten beschrieben, die sich auf die ganze Erde und alle Kräfte der Natur beziehen. Dann berichtet der Schamane, wie die Medizinmänner ihren Körper durchdringen, um mit Muu zu kämpfen und den Weg zu erleuchten. Er verfolgt den Weg dieser inneren Reise durch eine Art emotionaler Geografie der inneren Organe, die von Ungeheuern und wilden Tieren bewohnt sind. Fasern, die wie ein Spinnennetz die Gebärmutter durchziehen, versperren den Weg. Der Schamane ruft die Herren der holzerfressenden Insekten an, damit sie die Fäden durchtrennen. Darauf folgt ein Wettkampf, den der Schamane und seine Helfer schließlich gewinnen. Dann muß er mit Hilfe der Höhlentiere den schwierigen Rückweg antreten. Als sie in ihren Körper eintraten, mußten sie »einer hinter dem anderen« gehen, auf dem Rückweg können sie »in Viererreihen« marschieren. Die Zervix (der Muttermund) öffnet sich so, wie es sein sollte. Durch das Psychodrama der Mythen bietet der Schamane der gebärenden Frau eine bildhafte Sprache an, durch die ihre Leiden einen Ausdruck finden können und Sinn bekommen.

Das ist eine äußerst weit entwickelte Form der Psychotherapie, und es werden keine anderen Behandlungsmittel angewandt. Die Sia in Neu-Mexiko verleihen den Vorgängen bei der Eröffnung des Muttermundes und der Geburt auf eine andere Weise im Ritual Ausdruck. Der Vater der gebärenden Frau taucht Adlerfedern in Asche und verstreut die Asche in alle vier Himmelsrichtungen. Dann streicht er mit den Aschenfedern den Körper der Frau an beiden Seiten und in der Körpermitte hinunter, wobei er um eine sichere Geburt des Babys bittet. Die Hebamme verfährt ebenso, indem sie dafür betet, daß das Kind den Weg ins Leben schnell und sicher hinter sich bringt. Die Schwägerin der Frau legt einen Maiskolben neben den Kopf der Gebärenden und bläst ihn bei der nächsten Wehe an. Das Gebet, das auf den Mais geblasen wurde, weht durch das Tor zum Leben.

In Indien ist es Sitte, einen Topf mit Getreide zu zerbrechen, so daß das ganze Korn herausströmt, so wie das Kind, das dann schnell und leicht geboren wird. Dieses Bild kann sehr anregend auf die gebärende Frau wirken. Oder es wird eine Blume mit noch geschlossenen Knospen neben die Mutter gestellt, damit sie sie anschauen kann. So wie die Blütenblätter öffnet sich auch ihr Muttermund immer mehr. Dadurch erhält die Mutter einen Brennpunkt, auf den sie ihre Wahrnehmung konzentrieren kann. Doch es wird noch mehr bewirkt. Es besteht eine Einheit zwischen dem Körper der Mutter und der sich entfaltenden Blume, zwischen ihrem Körper und der übrigen natürlichen Welt. Bei einer Verwendung kulturell bedeutsamer Symbole wie der Adlerfeder, dem Mais, dem Topf mit Getreide und der Blume wird eine Verbindung zwischen der Erfahrung des Augenblicks und dauerhaften Werten hergestellt, und die Wehen erhalten Struktur und Sinn.

In vielen Gesellschaften außerhalb der westlichen Kultur weiß man um das psychologische Element bei einigen Schwierigkeiten während der Geburt, und es existieren Techniken, die sich günstig auf ein besseres psychosomatisches Zusammen-

spiel auswirken. In einigen afrikanischen Gesellschaften wird eine Frau bei einer schwierigen Geburt dazu gedrängt, ihre Sünden zu beichten, damit die Geburt vorangeht. Der psychologische Effekt, den es hat, wenn sie sich von ihren Schuldgefühlen befreien kann, verhilft ihr dazu, daß die Geburt weitergeht. Diese Maßnahmen beruhen nicht nur auf Vorstellungen über den Körper, über Gesundheit und Krankheit, Schmutz und Reinlichkeit, sondern auch auf dem Begriff von Gut und Böse. Wenn das größte Vergehen einer Frau darin besteht, ein Inzesttabu zu brechen oder Ehebruch zu begehen, dann bedeuten solche Handlungen während der Schwangerschaft eine Gefahr für das Leben des Kindes und müssen gebeichtet und gesühnt werden. Bei den Manus in Neu-Guinea werden Mann und Frau dazu ermahnt, sich alle Gefühle des Zorns und Ärgers, die sie gegeneinander empfinden, einzugestehen, damit die Geburt normal verlaufen kann.³ In Hawaii wird manchmal die Hebamme dazu aufgefordert, Zaubermittel anzuwenden und den Schmerz auf ein Tier oder auf jemand anderen zu übertragen, dessen Lebenswandel zu wünschen übrig läßt. (Besonders gerne wird ein fauler Schwager dafür auserwählt.)

In früheren Kulturen wurden oft die Fortpflanzungsgöttinnen zum Schutze der Mutter und des Babys angerufen, und die Religion bot einen Rahmen für die emotionale Unterstützung der Frau. In Mesopotamien stellten die Geburtshelferinnen die gebärende Frau durch Anrufung Ischtars, der Sonnengöttin, unter göttlichen Schutz:

Möge diese Frau glücklich gebären!
Möge sie gebären,
Möge sie am Leben bleiben,
Möge sie in Gesundheit vor Eure Göttlichkeit
hintreten!
Möge sie glücklich gebären und Euch verehren!⁴

³ Margaret Mead: Mann und Weib, Rowohlt Taschenbuch.

⁴ Zit. in Birth, David Meltzer (Hrsg.): Ballantine Books Verlag, Frankfurt/M. 1973.

Wenn sich bei den Zuni-Indianern die Geburt lange hinzieht, kann ein Mitglied der *Großen Feuerbruderschaft* der Frau helfen, indem er den Tiergöttern besondere Lieder singt, durch die die Geburt beschleunigt wird. Bei moslemischen Völkern spricht die Hebamme während der Geburt heutzutage Segensprüche aus dem Koran.

Wie wir festgestellt haben, besteht allgemein Übereinkunft darüber, daß jedes Kind einen Vater haben sollte, selbst wenn der Mann, der in der Gesellschaft die Vaterrolle übernimmt, nicht mit dem leiblichen Vater des Kindes identisch ist. In einigen Gesellschaften, besonders dort, wo Sklaverei geherrscht hat, sind nur schwer Männer zu finden, die bereit sind, die gesellschaftliche Verantwortung der Vaterschaft zu übernehmen.

In Jamaika wird die Geburt manchmal dadurch beschleunigt, daß man die Mutter am verschwitzten Hemd des Vaters des Kindes riechen läßt. Das hat seine Ursache darin, daß ein großer Teil der Frauen, die ein Kind bekommen, in keiner festen Beziehung leben, und häufig kommen die Männer kurz vor der Geburt oder kurze Zeit danach zu dem Schluß, daß sie genug haben, und verlassen die Frau. Wenn ein verschwitztes Hemd herumliegt, ist das ein recht gutes Zeichen dafür, daß er in der Nähe ist, um seine Verpflichtungen gegenüber dem Baby zu übernehmen. Wenn der Frau in einem kritischen Moment der Geburt vor Augen geführt wird, in was für einer glücklichen Lage sie sich befindet, so wirkt sich das psychologisch sicherlich sehr günstig für sie aus und gibt ihr neue Kraft.

Dennoch sollten wir nicht vergessen, daß in agrarischen Gesellschaften ebenso wie bei uns viele Gebräuche bei der Geburt eine empirische Grundlage haben. In jeder agrarischen Gesellschaft, in der ältere Frauen die Babys entbinden, müssen sie sich zu einem großen Teil auf die Erfahrungen verlassen, die sie im Lauf der Zeit gesammelt haben und auf das, was sie von anderen Geburtshelferinnen lernen, und was sich bewährt hat. Die meisten Frauen brauchen bei der Geburt

hauptsächlich Fürsorge, Zuspruch und Unterstützung. Hebammen in Agrargesellschaften haben großes Geschick entwickelt, um ihnen diese Hilfeleistung zu geben.

Es gibt zahlreiche Methoden, um die Geburt für die Frau angenehmer zu machen: Heiße Tücher werden um ihren Körper gewickelt, ihr Bauch wird massiert, ebenso der Rücken und der Damm. Es gibt Atemtechniken, die man der Mutter bei den Wehen empfiehlt. Sie wird dazu angeregt, verschiedene Haltungen einzunehmen und bestimmte Bewegungen auszuführen (auch wenn diese manchmal zu großer körperlicher Erschöpfung führen oder bedeuten, daß die Frau völlig durchgeschüttelt wird, damit die Geburt beschleunigt wird). Sie bekommt beruhigende Kräutertees oder, zum Beispiel bei den Manus, eine gehaltvolle heiße Kokosnußsuppe⁵ und andere Mittel, um einen großen Blutverlust zu verhindern. In Südamerika und in der Karibik wird eine Methode zur Unterstützung des Austreibungsreflexes der Gebärmutter angewendet, bei der die Frau in eine Flasche bläst, wenn die Austreibungsphase sehr lange dauert.

Die Zuni-Indianerinnen gebären auf einem Bett aus heißem Sand. Es ist sauber und bequem und symbolisiert gleichzeitig den Schoß der Mutter Erde. Die Mutter der Frau schüttet Sand auf den Boden und klopft ihn zu einem etwa fünfzig Zentimeter breiten und zehn Zentimeter hohen Hügel zurecht. Dann legt sie ein Schaffell darüber. Nach der Geburt wird der Sand aufgekehrt und weggeworfen.

Sheila Kitzinger

⁵ Margaret Mead, a. a. O.

Geburt bei den Sioux

Die Dakotafrauen, die uns über die alten Methoden der Kinderpflege und Erziehung berichteten, waren zuerst recht zurückhaltend. Erstens einmal waren sie Indianer, dann war Mekeel, den sie als Anthropologen und Freund gekannt hatten, nun Regierungsvertreter; und schließlich war es nicht ganz anständig, mit Männern über Angelegenheiten des menschlichen Körpers zu sprechen. Vor allem das Thema des unumgänglichen Anfangs, die Schwangerschaft nämlich, gab ständig Anlaß zu Gekicher. Obwohl Erbrechen und andere physiologische Schwangerschaftsstörungen bei Indianerinnen selten sein sollen, scheinen sich die Frauen doch während dieser Zeit einer tiefgreifenden Wesensänderung bewußt zu sein, die ihnen im Rückblick peinlich ist.

Es wird behauptet, daß die im allgemeinen sanften Indianerfrauen nur wenn sie schwanger sind ihre Ehemänner beschimpfen und sogar gelegentlich ihre Kinder schlagen. Die verschiedenen Kultursysteme haben offensichtlich verschiedene Abfuhrformen für die tiefe Ambivalenz, die die Frau ergreift, die sich, so sehr sie auch die ersten Zeichen der Schwangerschaft begrüßt haben und sich auf das künftige Kind freuen mag, für neun Monate von einem kleinen und unbekanntem, aber völlig diktatorischen Wesen behaust findet.

Die Gebräuche hinsichtlich der Entbindung haben sich natürlich völlig verändert. Weiße Frauen sprechen gewöhnlich mit Empörung von den »unhygienischen« Methoden der älteren Indianerinnen, die sich in oder neben ihrer Wohnstätte ein Bett aus Sand machten, auf dem sie bei der Geburt lagen oder knieten, wobei sie ihre Füße gegen zwei Pfosten stemmten, die in den Boden getrieben wurden und sich mit den Händen an zwei anderen Pfosten festhielten. Aber dieses Bett, das die Weißen einen »Haufen Schmutz« nannten, scheint ein wichtiger Bestandteil des spezifischen Hygienesystems der Hoch-

landindianer gewesen zu sein, das vorschrieb, daß alle körperlichen Ausscheidungen dem Sand, dem Wind und der Sonne überlassen werden. Die Manifestationen dieser Vorschrift müssen die Weißen in einige Verlegenheit versetzt haben: Menstruationsbinden und selbst Placentae wurden auf Bäume gehängt, die Körper der Toten auf hohen Plattformen ausgesetzt, die Defäkation vollzog sich auf besonders hierfür bestimmten trockenen Plätzen. Andererseits fällt es dem Indianer schwer, die hygienischen Vorzüge des hölzernen Klosethäuschens einzusehen, das, obwohl es zugegebenermaßen dezenter ist, wohl Sonne und Wind, nicht aber die Fliegen von den körperlichen Ausscheidungen fernhält.

Weiße und Indianerfrauen stellen regelmäßig fest, daß man bei den Frauen der älteren Generation während der Geburt weder »Stöhnen noch Geschrei« zu hören bekam. Es wird von Indianerfrauen erzählt, die wenige Stunden nachdem sie zurückgelassen worden waren, um einem Kind das Leben zu schenken, ihrem Stamm nachfolgten. Offenbar bot das alte Wanderleben, das ständig Anpassung an den Wechsel der Jahreszeiten, die plötzlichen Züge des Büffels oder die Bewegungen des Feindes verlangte, oft wenig oder gar keine Gelegenheit zur Wochenbettpflege und Erholung.

Die tiefgreifenden Veränderungen in den Gebräuchen der Schwangerschaft und Geburt, die die moderne Hygiene und die Krankenhäuser mit sich bringen, werden von den älteren Indianerinnen nicht nur als eine Gefahr für die Tradition der Stärke angesehen, sondern auch als eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Kind, das auf diese Weise lernt, zu weinen »wie ein weißes Baby«.

Erik H. Erikson

Kind geboren

Computerbericht des Krankenhauses

Sehr geehrte Frau Kollegin!
Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir berichten Ihnen über die Patientin, deren Personalien, Geburtsdatum und stationäres Aufnahmedatum sie aus der eingefügten Adrema freundlicherweise entnehmen können. Die 24jährige Patientin wurde zur Entbindung aufgenommen. Es handelte sich um die zweite Schwangerschaft.

Die Patientin ist eine 1. para.

Die Patientin wurde am 21. 05. '75 von einem 3400 Gramm schweren und 52 cm langen Knaben aus der 2. Hinterhauptslage entbunden.

Apgar nach einer Minute: 9

Apgar nach fünf Minuten: 10

Die operative Versorgung eines Scheidenrisses war erforderlich.

Die Plazenta löste sich spontan.

Blutverlust: 200 ml

Die anatomischen Reifezeichen und physiologischen Reflexe des Kindes zum Zeitpunkt der Geburt sind der nachfolgenden Tabelle zu entnehmen:

Lanugo: mittel, Fettpolster: vorhanden, Fingernägel: überragen, Fußnägel: überragen, descensus testicularum: tastbar beiderseits, Corneal- und Konjunktivalreflexe: beiderseits, Greifreflex: beiderseits, Moro-Reflex: beiderseits, Saug- und Schluckreflexe: vorhanden

Das Wochenbett war im wesentlichen komplikationslos.

Die Patientin hat teilgestillt.

Das Kind wurde mit Zwiemilch ernährt.

Das Kind wurde BCG geimpft.

Die Untersuchungen auf Phenylketonurie sowie der Urin-Screening-Test auf angeborene Eiweiß-Stoffwechselstörungen wurden veranlaßt.

Die Rachitis-Prophylaxe mit Vitamin D3 wurde mit täglich 1000 IE ab dem 6. Lebenstag begonnen.

Das Kind wurde in gutem Allgemeinzustand mit der Mutter entlassen.

Die Patientin wurde am 6. Wochenbettstag entlassen. Sie wurde gebeten, sich bei Ihnen vorzustellen!

E. M. Stark

Geburtshilfe war ursprünglich die Sache der Frauen

Jahrhundertlang hat es keine institutionalisierte Krankenversorgung gegeben. Das Problem Krankheit, Geburt und Tod, sowie die Altenversorgung war immer eingebettet in den sozialen Kontext. Die Großfamilien, die Sippe und die Horde übernahmen die Aufgabe, die Alten mitzuversorgen, die Kranken zu pflegen, Kinder zu ernähren und die Toten zu Grabe zu tragen. Die Großfamilie oder das »ganze Haus« umfaßte drei bis vier Generationen und das Personal. Das Haus war ein Mikrokosmos (Ethik, Wirtschaftskunde, Pädagogik, Medizin, Veterinärmedizin, Technik etc.), es war Betriebs-, Produktions- und Reproduktionsgemeinschaft.

Das Problem der Kranken, der Alten und Kinder, also derjenigen, die nicht durch ihre Arbeitskraft dem Produktionsprozeß zur Verfügung stehen, zeigt an, wie menschlich eine Gesellschaft ist. Ökonomisch gesehen sind Alte, Kranke und Kinder Ballast, die viel Arbeit und hohe Kosten bedeuten.

Die Hospitäler waren die Krankenanstalten für die Armen. Arme, Aussätzigte fanden dort Pflege, Essen, Nahrung und Seelsorge. Dies war eine caritative Bewegung unter dem Aspekt des Christentums und der Nächstenliebe. In ihr arbeiteten Brüder und Schwestern der verschiedensten Orden, die

diesen Dienst kostenlos taten, d. h. die Kranken und Bedürftigen brauchten für die Hilfe nichts zu bezahlen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden im Zuge der Entwicklung der Naturwissenschaften neue Untersuchungs- und Heilverfahren entwickelt, die mit der Entwicklung der Technik einhergingen. Die Spitäler wurden zunehmend große medizinische Krankenhäuser, da der Stand der Technik medizinische Großbetriebe voraussetzte. Spitäler wurden anfangs nur von den Armen besucht, da die reiche Bevölkerung weiterhin ihre Privatärzte in Anspruch nahm. Je mehr aber das Krankenhaus zum Zentrum des medizinischen Fortschritts wurde, desto mehr wurde es von der reichen Bevölkerung aufgesucht.

Auf der anderen Seite lösten gesellschaftliche Strukturveränderungen im Bereich der sozialen Sicherungsvorkehrungen entscheidende Veränderungen aus, die früher in der Hand der Großfamilie, der Nachbarschaft, der Caritas oder Kirche gelegen hatten. Aufgrund der beginnenden Industrialisierung zog die verarmte Landbevölkerung in die Städte. Die neu entstandenen Arbeiterfamilien, die die Mehrzahl der Bevölkerung darstellten, waren aufgrund der sozialen Lage gezwungen, alle Familienmitglieder arbeiten zu lassen. Ein Lohn konnte keine Familie ernähren. Dadurch war kaum noch Zeit für die Erziehung der Kinder und die Versorgung der Schwangeren, Säuglinge, Alten und Kranken. Der Rückhalt, den die Großfamilie einst bot, war nicht mehr vorhanden, und die neue Form der Familie war unter diesen ökonomischen Verhältnissen nicht in der Lage, diese Funktionen zu übernehmen.

Aus diesen Gründen war der Staat gezwungen, bestimmte »Familienfunktionen« zu übernehmen. Es entstanden die Sozial-, Kranken- und Altersversicherung, d. h. die finanzielle Förderung der Pflege in Krankenhäusern, Alten- und Kindersowie Pflegeheimen wurde staatlich abgesichert.

Durch die naturwissenschaftliche Entwicklung und den Aufschwung der technisierten Medizin verliert das Krankenhaus den Charakter von Barmherzigkeit, und an die Stelle tritt der

Massenbetrieb, um die Menschen wieder funktionstüchtig zu machen.

Parallel dazu vollzog sich auch die Änderung in der Ausbildung des ärztlichen Pflegepersonals. Anstelle der Allgemeinbildung tritt eine Spezialisierung. Der alte Hausarzt, der sich um den ganzen Menschen kümmerte, wird abgelöst von vielen Spezialisten, die nur Einzelaspekte der Medizin kennen. Nicht mehr der einzelne Patient steht im Vordergrund, sondern die Krankheit als solche, die geheilt werden muß.

Geburtshilfe war ursprünglich die Sache der Frauen selbst. Es waren von der Antike her die Priesterinnen, die weisen Frauen, die Hexen und die Hebammen. Sie hatten durch ihren alltäglichen Umgang mit Pflanzen und Kräutern das notwendige Wissen, welches sich von Generation zu Generation weitererhalten hat. Ihre Praxis war die Beobachtung, Untersuchung und Erfahrung. Durch ihre Kunst zu heilen, Kinder auf die Welt zu bringen, wurden die Frauen im dunkelsten Mittelalter ins Teuflische abgeschoben und als Hexen verschrien. Viele der damaligen Hexen, die den Verbrennungen zum Opfer fielen, waren Hebammen. Ihr gesamtes Wissen ist verlorengegangen, da die meisten nicht schreiben und lesen konnten und ihre Erfahrungen nur über Erzählen weitergegeben wurden.

In der Renaissance eroberten sich im 17. Jahrhundert erstmals Männer entscheidende Positionen in der Geburtshilfe. Es waren Bader, von Barbieren ausgebildete Chirurgen. Die Hebammen versuchten ihre längere Erfahrung und Kunstfertigkeit dieser Entwicklung entgegenzusetzen. Sie hatten allerdings einen schweren Stand, da sie als Frauen dieser Zeit höherer Bildung ferngehalten wurden.

Endgültiger Durchbruch war für die Männer die Erfindung der Geburtszange 1723. Die Benutzung war den Hebammen verboten, da die Zange ein chirurgisches Instrument war und nur von Chirurgen benutzt werden durfte.

Obwohl die Geburtszange ein Instrument war, die dem Kinde weniger zugute kam und an sich nur in Problemgeburten

eingesetzt werden sollte, sank das Ansehen der Hebammen, da sie nun als technisch rückständig angesehen wurden. Sie bekamen fast nur noch Normalgeburten, obwohl auch sie bei den sogenannten Risikogeburten eine hohe Erfolgsquote aufweisen konnten.

Es wurden um 1750 Entbindungsanstalten zu Lehrzwecken gegründet, für Medizinstudenten und Hebammenschülerinnen. Es wurde erreicht, daß den Chirurgen die operative Geburtshilfe entzogen wurde. Deutschland wurde in Hebammenbezirke eingeteilt; die Hebammen mußten einen dreimonatigen Kurs besuchen und unterstanden danach den Kreisärzten oder anderen beamteten Ärzten.

Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Geburtshilfe als Wissenschaft anerkannt, die Geburtshelfer wurden an den Universitäten ausgebildet, in Anlehnung an die allgemeine medizinische Lehre. Die Hebammen hatten ihre besonderen Schulen.

Aber es trat eine erste Aufgabenteilung auf: Die Hebammen machten die normalen Geburten und mußten mögliche Komplikationen den Geburtshelfern überlassen. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Geburtshelfer nur Männer, da bis zu diesem Zeitpunkt Frauen der Zugang zum wissenschaftlichen Studium an den Universitäten verwehrt wurde. Jahrhundertlang starben Mütter im Wochenbett am Kindbettfieber. Es war das größte Problem und der größte Schrecken aller Schwangeren. Die Zahl der Mütter in den damaligen Entbindungsanstalten, die dieser Krankheit zum Opfer fielen, war wesentlich größer als bei den vergleichbaren Hausgeburten. Es war eine regelrechte Seuche in den Anstalten. Nach einer von Boehr erstellten Statistik starben allein in Preußen in der Zeit von 1816 bis 1875 rund 364000 gesunde Mütter. Das waren mehr als im gleichen Zeitraum an Pocken und Cholera zusammen. Es wurde als gottgegeben angenommen und unterstützt nur die vorherrschende Ideologie, da die Ursachen nicht bekannt waren.

Gebären und Sterben gehörten zusammen, und außerdem war es so häufig, daß es in der Literatur von den Männern kaum

erwähnt wurde. 1837 vertrat zum ersten Mal in Deutschland ein Arzt die Theorie, daß das Kindbettfieber eine Art Infektionskrankheit sei. 1847 vermutete der Geburtshelfer Semmelweis, daß diese Infektion von den Ärzten und Helfern übertragen werde, da sie ja die Mütter berührten und die offenen Wunden nicht steril halten würden. Die Helfer mußten von diesem Zeitpunkt an auf die Sterilität ihrer Hände und Werkzeuge achten. Der Erfolg war: Die Sterblichkeit der Mütter sank in einem Jahr um 8,7% auf nur noch 1,2%.

Die Ärzteschaft war dennoch nicht bereit, diese Theorie zu akzeptieren, da sie alle noch die alte Virchowsche Krankheitslehre vertraten: Krankheit kommt aus den Zellen des Gewebes. So wuschen sie sich weiterhin die Hände nach den Operationen und die Hebammen machten weiterhin innere Untersuchungen, ohne auf die Sterilität ihrer Hände zu achten.

Erst in den 70er Jahren wurde dann durch bakteriologische Untersuchungen und Erkenntnisse deutlich (durch Pasteur und die Antiseptik), daß die Ursache eine Infektion ist und daß dieser durch Desinfektion vorzubeugen sei. Nun wurden erst die Waschungen allgemein in sämtlichen Entbindungsstationen eingeführt. Bei den Hausgeburten blieb die Zahl des Kindbettfiebers gleich hoch. Die Hausgeburten machten damals 95% aller Geburten aus. Die engen und ärmlichen Wohnverhältnisse der Bevölkerung und die Nachlässigkeit der Ärzte und Hebammen waren hier die Ursachen für das Kindbettfieber. Die Anstalten erhielten deshalb einen enormen Aufschwung, da ihre Sterblichkeitsrate wesentlich geringer war; sie wurden zum Vorbild erhoben. Damit war der entscheidende Durchbruch zur medizinischen Anerkennung gegeben.

Diese Reformbewegung stützte sich auf die Erkenntnisse, die man aus der sozialen und gesundheitlichen Lage der Frauen aus den armen Bevölkerungsschichten gezogen hatte. Sie war geprägt von Elend und einer ungeheuren Sterblichkeitsrate. Es wurde gefordert, die Krankenhäuser zum Zentrum der

Geburtshilfe zu machen, da es sich erwiesen hatte, daß dort Mütter und Säuglinge medizinisch besser versorgt werden konnten.

Gleichzeitig wurden sozialpolitische Forderungen gestellt: Mutterschaftshilfe und der Schutz der Schwangeren am Arbeitsplatz.

Die Mütter sollten aus ihren ungünstigen Lebensverhältnissen in die Entbindungsheime gehen und diese sollten Unterweisungs-, Erziehungs- und Pflegefunktionen haben.

Angeschlossen wurden Mütterberatungsstellen, Stillkrippen für Erwerbstätige und Milchküchen. Getragen wurde diese Bewegung von Frauenverbänden, Frauengruppen der SPD, Hebammen und vereinzelt Ärzten.

Medizinisch hatte die Anstaltsentbindung ihre Anerkennung gefunden, aber nicht gesellschaftlich, denn weiterhin wehrten sich große Teile der Bevölkerung gegen die stationäre Pflege und brachten traditionell ihre Kinder in der heimischen Atmosphäre zur Welt.

Die Situation des Hebammenstandes war gegen Ende des 19. Jahrhunderts mehr als schlecht. Ihr Beruf wurde zunehmend weniger akzeptiert, sie mußten sich einer ständigen Kritik aussetzen. Sie befanden sich in einer finanziellen Notsituation, aus der sich ein enormes Konkurrenzverhalten entwickelte. Hier lag die Hauptursache in der Veränderung der Gewerbefreiheit. Um 1869 wurde auch für den Hebammenstand von staatlicher Seite aus die Gewerbefreiheit eingeführt. D. h. die Hebammen arbeiteten nun auch nach dem Erwerbs- und Geschäftsprinzip. Die Konkurrenz erhöhte sich ständig. Da die Geburten nicht sehr hoch bezahlt wurden, waren die Hebammen gezwungen, so viel wie möglich zu machen. Darunter litt die Qualität und die Intensität der Arbeit und vor allem der Wochenbettpflege für Mutter und Kind. Zum anderen wuchs neben den Bezirkshebammen ständig die Zahl der freien Hebammen. Aufgrund dieser Konkurrenzsituation konnten sie von ihrer Arbeit kaum noch leben; sie war eher ein kleiner Nebenverdienst. Der

damals anhaltende Geburtenrückgang verschärfte die Situation noch zusätzlich.

Das Entstehen der Entbindungsstationen bedeutete für die Hebammen eine existentielle Bedrohung, da sie nun glaubten, kaum noch Geburten machen zu können.

Die Entbindungsstationen wollten die Situation der Hebammen verbessern, beeinflusst von fortschrittlichen Ärzten und SPD-Frauenvereinen, denn sie sahen dies als eine Voraussetzung für die Verbesserung der Situation für Mütter und Neugeborene. Die Hebammen sollten zum einen eine bessere, d. h. längere und intensivere Ausbildung bekommen, die den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Medizin entsprach. Zum anderen sollte ihre wirtschaftliche Situation verbessert werden. Jede Schwangere sollte verpflichtet werden, eine Hebamme bei der Geburt in Anspruch zu nehmen, und den Hebammen sollte ein Mindesteinkommen garantiert werden. Außerdem sollten die Hebammen die Entbindungsstationen in Anspruch nehmen können. Die meisten Frauen standen den Entbindungsanstalten sehr negativ gegenüber. Sie dachten noch an die schrecklichen Epidemien des Kindbettfiebers oder an die frühen Anstalten, die nur der Erforschung und der Demonstration dienten. Sie sollten »nur« für unverheiratete Mütter und die sogenannten »gefallenen« Frauen sein. Es bestand aber auch allgemeine Abneigung gegen die stationäre Behandlung, gegen die fremde Umgebung, das fremde Personal, gegen den Massenbetrieb. Gesellschaftlich war das Krankenhaus und somit die Geburt auf der Entbindungsstation noch nicht anerkannt, es war aber der Weg dafür bereitet worden.

Christel Herkenrath

Bevölkerungsentwicklung zur »Minderheit Kind«

Sinkende Geburtenzahlen und ihre Auswirkungen

Es hängt von vielen Voraussetzungen ab, welche Bevölkerungsentwicklung und welche Geburtenzahlen man für die Gesellschaft allgemein und für die Entwicklung der Kinder im besonderen als gut und wünschenswert betrachtet. Die momentanen, extrem niedrigen Geburtenzahlen werden von manchen Experten begrüßt, da sie das Problem der Überbevölkerung verringern. Von anderen dagegen werden dieselben Zahlen als Gefahr interpretiert, da sie den sozialen Generationenvertrag in Gefahr bringen oder »Überfremdung« befürchten lassen. Für die Entwicklung der Kinder selbst haben niedere Geburtenzahlen ganz offenbar sowohl Vorteile als auch Nachteile. Einerseits kann die medizinische Versorgung, die schulische Versorgung oder die Versorgung mit Wohnraum für das durchschnittliche Kind mangels »Konkurrenz« besser geleistet werden (oder sollte es zumindest). Andererseits hat es einige offenbare Nachteile, wenn den Kindern Geschwister fehlen oder wenn Erwachsene kaum mehr Erfahrung im Umgang mit Kindern haben. Zwischen solchen Vor- und Nachteilen ist nur sehr schwer abzuwägen, und in diesem Kapitel soll eine begründete Abwägung auch noch nicht versucht werden. Aber unabhängig hiervon sind die Geburtenraten und ihre historische Entwicklung von höchstem Interesse für das Thema dieses Buches: In einer Zeit, in der die Geburtenhäufigkeit weitgehend durch die persönliche Entscheidung der Eltern bestimmt wird, lassen sich aus diesen Zahlen Rückschlüsse auf die Einstellung zum Kind ziehen, die in der Bundesrepublik vorherrscht.

(. . .) Nach dem Zweiten Weltkrieg (gab es) einen Anstieg der Geburtenraten, der bis etwa 1965 anhielt. Besonders in den Jahren nach 1955, als sich die Lebensbedingungen in der

Bundesrepublik wieder verbessert hatten, drückte sich die günstige Stimmung in einem regelmäßigen Anstieg der Geburtenraten aus.⁶ Ab Mitte der sechziger Jahre folgte dann aber ein ständiger Geburtenrückgang, über dessen Ursachen sich die Fachleute aus Psychologie, Medizin und den Sozialwissenschaften bis heute nicht einigen konnten. Es ist sogar möglich, daß dieser Rückgang sich noch weiter fortsetzt, auch wenn die Zahlen von 1981 wieder etwas höher lagen.

(. . .) Die Geburtenrate der Ausländer (ist) zur Zeit mehr als doppelt so hoch wie die der deutschen Bevölkerung, obwohl auch die Ausländer heute eine geringere Geburtenrate haben als vor einigen Jahren. Dabei muß man ausdrücklich im Auge behalten, daß die Ausländer in der Bundesrepublik keineswegs extrem geburtenfreudig sind: Ihre Geburtenraten würden ebenfalls nicht zu einer Bevölkerungsexplosion führen. Der Kontrast kommt umgekehrt durch die extrem niedrigen Zahlen der deutschen Bevölkerung zustande, die sich – würden die Geburten längere Zeit sich zahlenmäßig auf einem so niedrigen Niveau bewegen – sehr schnell vermindern würde.

Ursachen für den Geburtenrückgang

Angesichts einer solchen Entwicklung stellt sich die Frage nach den Ursachen, und im folgenden Text soll versucht werden, einige Erkenntnisse hierzu vorzustellen.

Viele Menschen haben den sehr naheliegenden Verdacht, die geringen Geburtenzahlen hingen direkt mit der »Pille« zusammen. Die Untersuchung der statistischen Daten zeigt jedoch, daß dies nicht der Fall ist. Natürlich können derart niedrige Geburtenraten nur zustande kommen, wo es wirksame Methoden der Empfängnisverhütung gibt, aber die »orale Verhütung« durch die Pille scheint nach Ansicht aller Experten

⁶ H. W. Jürgens: Unsere Kinder – unsere Zukunft. Penatenwerk R. Riese & Co., Rhöndorf/Rhein.

dabei keine besondere Rolle zu spielen. Denn durch Verhütung können ja nur ungeplante Schwangerschaften verhindert werden. Die wesentliche Ursache der niederen Geburtenraten liegt aber darin, daß die geplanten und erwünschten Schwangerschaften stark zurückgingen. Die Familien wollen im Durchschnitt weniger Kinder haben als in früheren Jahren. Woher rührt dieser geringe Wunsch nach Kindern?

Eine erste, noch sehr allgemeine Erklärung liegt darin, daß ein hoher Grad an Industrialisierung einer Gesellschaft oder eines Staates offenbar immer die Kinderwünsche verringert. Das läßt sich im Vergleich mit anderen Staaten direkt feststellen, denn die von Geburtenrückgang am meisten betroffenen Länder weisen in der Regel sechs besondere Kennzeichen auf:⁷

1. Ein Pro-Kopf-Einkommen, das es dem durchschnittlichen Bürger gestattet, über die notwendigen Lebensbedürfnisse hinaus zahlreiche weitere Wünsche zu befriedigen.
2. Erhebliche Freizeit für den größten Teil der Bevölkerung.
3. Eine hohe Besiedelungsdichte des Landes.
4. Ein geringer Anteil an Analphabeten in der Bevölkerung.
5. Ein spürbarer Einfluß der Massenmedien (Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen) auf die Politik und die Bevölkerung.
6. Die Länder sind fast alle geschichtlich vom abendländisch-christlichen Kulturkreis geprägt (Ausnahme Japan).

Mit diesen Merkmalen wird allerdings noch nicht die Frage beantwortet, warum denn nun eigentlich die Lebensbedingungen in hochindustrialisierten, wohlhabenden und dicht bevölkerten Staaten zum Rückgang der Geburtenzahlen führen. Mit dieser Frage beschäftigen sich viele Einzeluntersuchungen aus mehreren Fachgebieten. Zum Beispiel wurden in der Bundesrepublik Frauen aller Bevölkerungsschichten befragt, warum sie ihre Kinderzahl einschränkten.⁸ Bei den Antworten stan-

⁷ H. W. Jürgens: Sozialpsychologische Aspekte eines Bevölkerungsrückgangs, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft. Heft 1. Boldt, Boppard 1977.

⁸ H. W. Jürgens: Einstellung und Erhaltung zur Fortpflanzung in der gegenwärtigen Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland, in: Das Standesamt. 30. Nr. 6, 1977, S. 145-151.

den finanzielle Gründe mit 56% an erster Stelle. An zweiter Stelle wurde beschränkter Wohnraum als Grund angegeben, nicht mehr Kinder zu wollen (14%).

Finanzielle Gründe für abnehmenden Kinderwunsch

Zumindest subjektiv schienen also finanzielle Gründe im Vordergrund zu stehen. Nähere Untersuchungen über dieses Problem zeigen aber, daß die Sachlage wesentlich differenzierter betrachtet werden muß. Zuerst zu den direkten Kosten für ein Kind:

Direkte Kosten entstehen durch die Ausgaben, die die Eltern für das Kind tätigen, um Lebensmittel, Kleidung, Unterrichtsgebühren und ähnliches zu bezahlen. Diese Ausgaben wurden vom Deutschen Familienverband für verschiedene Jahre berechnet.⁹ Bei einem mittleren Lebensstandard und mittleren Kindesalter ergab sich für das Jahr 1974 ein Betrag von DM 471,60 pro Monat. Für 1976 waren die Kosten um 11,6%, nämlich auf DM 526,40 pro Monat angestiegen. Das Einkommen war aber, bezogen auf denselben Lebensstandard, in dieser Zeit um 18% gestiegen. In derselben Zeit, in der das Realeinkommen stärker stieg als die Ausgaben für ein Kind, ging die Geburtenrate trotzdem immer weiter zurück. Und umgekehrt beobachtet man heute, obwohl das Realeinkommen der Bevölkerung sinkt, keineswegs einen weiteren Rückgang der Geburten, sondern eher eine gewisse Stagnation in der sinkenden Tendenz. Es kann also nicht richtig sein, die geringen Kinderzahlen allein mit der Belastung durch Ausgaben zu erklären. In der Wirtschaftswissenschaft wird daher so vorgegangen, daß neben den direkten Kosten auch indirekte (sogenannte Opportunitätskosten) berücksichtigt werden. Im Fall eines Kindes entstehen indirekte Kosten zum Beispiel dann, wenn die Mutter des Kindes wegen nicht mehr er-

⁹ ifo-Schnelldienst. 31, 34. München 1978.

werbstätig sein kann, wenn die Familie weniger mobil wird und anderes mehr.¹⁰ Diese »Kosten« können in vielen Einzelfällen ein weit höheres Gewicht haben als die direkten Kosten.

Mit verschiedenen Kostenbegriffen konnte nun auch der Zusammenhang zwischen dem Einkommen und der Kinderzahl untersucht werden. Dabei zeigte sich sehr schnell, daß in Bevölkerungsgruppen mit höherem Einkommen nicht mehr Kinder geboren werden als in vergleichbaren Gruppen mit niedrigerem Einkommen. Die Familien mit höherem Einkommen hatten nicht mehr Kinder, aber sie gaben für die vorhandenen Kinder mehr aus, indem sie besonders für die Bildung und Ausbildung investierten. Vom Standpunkt der Volkswirtschaftslehre aus bedeutet dies, daß die Eltern mit hohem Einkommen durch Investitionen die »Qualität« ihrer wenigen Kinder erhöhen, anstatt mehr Kinder zu haben. »Qualität« bedeutet hier natürlich keine moralische Wertung, sondern beschreibt lediglich die Tatsache, daß durch die Investitionen im Bildungsbereich usw. ein höherer »Nutzen« entsteht als ohne Investition. Das Kind kann mehr verdienen und eine höhere soziale Stellung einnehmen, wenn mehr in es investiert wurde. Familien mit wenig Einkommen sparen also keineswegs Kosten, indem sie wenige Kinder haben. Sie sparen an den Investitionen für die Kinder, nicht an dem Kinderwunsch selbst. Und umgekehrt haben wohlhabende Eltern nicht mehr Kinder, sondern sie investieren mehr in die gleiche Zahl Kinder. Der Kinderwunsch scheint insgesamt vom Einkommen relativ unabhängig zu sein.

Diese Betrachtung gilt nur, wenn man den Durchschnitt aller Familien hohen Einkommens mit denen niedrigen Einkommens vergleicht. Betrachtet man aber Familien, in denen das Einkommen im Lauf der Zeit steigt, so gibt es auch den

¹⁰ U. Roppel: Die Geburtenentwicklung als Ergebnis von Konsum- und Investitionsentscheidungen der Eltern, in: Beihefte der Konjunkturpolitik, Heft 26. Probleme der Bevölkerungsökonomie. Berlin 1979, S. 107-140.

anderen Effekt, daß als Folge der besseren finanziellen Lage mehr Kinder geplant werden. Aber auch dieser Effekt ist nicht immer vorhanden. Wenn zum Beispiel eine Frau Gelegenheit hat, mehr Lohn zu erzielen, so kann es sein, daß diese Gelegenheit den Wunsch nach Kindern zurücktreten läßt. Gerade weil ihr Lohn steigt, würde ein Verzicht auf die Erwerbstätigkeit ja die indirekten Kosten (Opportunitätskosten) erhöhen, und diese Kosten können den Wunsch nach einem Kind überwiegen.¹¹

Wenn überhaupt, so können also nur solche Effekte über die indirekten Kosten für Kinder eine Erklärung für die Bevölkerungsentwicklung liefern. (...) Obwohl also mehr als die Hälfte der Frauen finanzielle Gründe angaben, um ihren Verzicht auf weitere Kinder zu erklären, können diese finanziellen Gründe nicht das Ergebnis direkter Kostenrechnungen gewesen sein. Das Gefühl, Kinder kosteten zu viel, könnte aber trotzdem subjektiv ehrlich gewesen sein. Dann müßten sich jedoch die Wertungen der Eltern verändert haben. Zum Beispiel müßte die Bereitschaft, auf mögliches Einkommen zu verzichten, geringer geworden sein, als sie noch vor zwei Jahrzehnten war.

Wohnsituation, Erwerbstätigkeit der Frauen und andere Einflüsse

Nun gibt es andere Einflüsse als die Kosten, die es wünschenswert oder nicht wünschenswert erscheinen lassen, Kinder zu haben. Zum Beispiel spielt die Wohnsituation eine große Rolle. Jedoch wurde auch die Wohnsituation keineswegs schlechter, als die Geburtenraten nach 1965 sanken, sondern sie verbesserte sich noch bis in die letzten Jahre hinein laufend weiter. Und wenn man andere Einflüsse, wie die Schul- und Kindergartenversorgung betrachtet, so ergibt sich dasselbe

¹¹ *ebd.*

Bild. In keinem Fall trat nach 1965 irgendein Wandel ein, der den Geburtenrückgang erklären könnte. Auch die zweithäufigste Begründung der befragten Frauen, nämlich daß die Wohnsituation keine weiteren Kinder zulasse, kann also nur subjektiv, nicht aber objektiv richtig gewesen sein.

Viel wichtiger als alle genannten Einflüsse dürfte sein, daß in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Frauenerwerbstätigkeit laufend zunahm. Immer mehr Frauen waren außerhäuslich berufstätig, und vor allem waren es immer mehr jüngere Frauen, die außer Haus arbeiteten.¹² Besonders stark nahm dabei die Zahl erwerbstätiger Frauen mit Kindern zu. Immer mehr Frauen verbanden also außerhäusliche Arbeit mit der Elternrolle. Und es muß zusätzlich bedacht werden, daß sich im selben Zeitraum auch die Art des Erwerbs änderte. Immer weniger Frauen waren im primären Sektor der Wirtschaft, in der Landwirtschaft tätig, und immer mehr im sekundären Sektor, nämlich in der industriellen Produktion. Ganz besonders nahm auch der tertiäre Sektor (Dienstleistungen) immer mehr Frauen auf. All diese Änderungen führten dazu, daß Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung schwerer zu vereinbaren waren. Die Bäuerin auf ihrem Hof oder die Frau, die im Kolonialwarenladen im Erdgeschoß arbeitete, konnte die Kinderbetreuung noch leichter mit ihrer Arbeit verbinden. Für die Mutter, die mehrere Kilometer mit dem Auto in ihr Büro fahren muß, ist eine solche Verbindung nicht möglich. Es überrascht daher niemanden, ja es ist fast selbstverständlich geworden, daß verheiratete Frauen, die ganztags arbeiten, weniger Kinder haben als verheiratete, nicht erwerbstätige Frauen.¹³ Die Zunahme bei der Erwerbstätigkeit von Frauen scheint nach all dem ein Grund dafür zu sein, daß die Geburtenraten in den letzten Jahren so stark absanken.
(Die parallel nicht erfolgte Abnahme der Erwerbstätigkeit

¹² Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.): Der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland, in: Schriftenreihe des BJFG. Band 8. Kohlhammer Verlag. Stuttgart, Mainz 1973.

¹³ ebd.

von Männern, gesellschaftlich nicht ermöglicht und individuell oft nicht gewünscht, ist die dazugehörige Kehrseite. (H. G. Ruhe.)

Hans-Jörg Hemminger

Das Fest der Geburt

Odyssee fünfter Gesang

Odysseus lebt bei Kalypso, der schöngelockten Nymphe. Die Göttin hat sich in den Helden verliebt und will ihn nicht fortgehen lassen. Die beiden leben in einer Grotte auf der kleinen Insel Ogygia mitten im Meer.

Das Symbol ist eindeutig:

*Das Kind lebt in der mütterlichen Leibes»höhle«
und schwimmt im Fruchtwasser.*

Odysseus aber ist unglücklich. Jeden Tag sitzt er am Strand und weint. Seine Liebe zu der Nymphe ist schon seit einer Weile abgekühlt. Es quält ihn die Sehnsucht nach seiner Heimat. Er möchte fortgehen.

Das Kind will und muß geboren werden.

Athene, die Schutzgöttin des Odysseus, beschwert sich bei ihrem Vater über dessen unrechtmäßige Gefangenschaft. Zeus gibt ihr recht und schickt sogleich seinen Boten Hermes zu Kalypso mit dem Befehl, Odysseus unverzüglich freizugeben. Hermes fliegt zu Kalypso und überbringt ihr den Willen der Götter. Sie erhebt Einspruch:

– Habe ich Odysseus nicht gerettet?
Ich habe ihn freundlich aufgenommen, genährt und geliebt.

Doch auch sie, eine Göttin, muß sich dem Willen des Zeus unterordnen.

*In jeder Mutter wehrt sich etwas dagegen,
sich von dem Geliebten zu trennen
und das Kind fortgehen zu lassen, das sie
mit einer anderen Dimension verbindet.*

Kalypso tritt zu Odysseus und sagt:

– Wenn du magst, so kannst du jetzt fortgehen. Baue dir ein gutes Schiff aus den Bäumen der Insel.
Ich gebe dir Wasser, Brot und Wein für die Reise und Kleider, um dich zu bedecken.
Außerdem werde ich dir günstige Winde schicken, die dich in die Heimat zurückbringen sollen.

Und in einem letzten Versuch, ihn umzustimmen, fügt sie hinzu:

– Warum bleibst du nicht bei mir?
Mein Herz ist voller Mitleid, wenn ich an die Qualen denke, die dich erwarten.

Nur ich kann dir ewige Jugend und Unsterblichkeit schenken.
Verläßt du mich, so wird die Zeit sich grausam auf dich stürzen.

*Das Kind, das durch die Nabelschnur ernährt wird,
kennt noch nicht
den Hunger und das Warten
auf die Milch.
Appetit, Durst, Verlangen,
Warten, Hoffnung und Angst*

sind die Grausamkeiten der Zeit.

Die Qualen?

*Das Leid der großen Fahrt des Lebens,
das mit dem Schrecken der Geburt beginnt.*

Odysseus macht sich sogleich ans Werk.
Mit den Werkzeugen der Göttin zimmert er sich ein Schiff, belädt es mit den Speisen und Getränken der Göttin und nimmt Abschied.

*Die Mutter stellt dem Kind alles zur Verfügung, was es braucht,
um sich ein Boot, einen Körper zu schaffen.*

Die Göttin läßt einen sanften Wind wehen und der Held segelt davon.
17 Tage lang ist die Reise angenehm.
Das Meer ist freundlich gesinnt.
Wie die Göttin ihm geraten hat, bleibt Odysseus wachsam und orientiert sich an den Sternen, um die Richtung zu halten.

*Das sind die schmerzlosen Kontraktionen
der letzten Schwangerschaftswochen,
die die Geburt vorbereiten.*

Am 18. Tag ist zum ersten Mal Land in Sicht.
Doch da erzittert plötzlich die Erde und die See bebt:
Poseidon, der Gott des Meeres, hat Odysseus, seinen Todfeind, bemerkt.
Schon einmal hatte er ihm einen schrecklichen, vernichtenden Sturm geschickt.

– Welches Unglück! Die Götter haben beschlossen, Odysseus zu retten. Doch so leicht wird er mir nicht entkommen.
Er soll sein Maß voll Leid erhalten.

Und er wühlt mit seinem Dreizack das Meer auf.
Dann läßt er alle Winde des Himmels los,
und bald bedecken schreckliche Wolken Land und Meer mit
finsterer Nacht.
Aus Süd und Ost stürmt es, der unbarmherzige Westwind
braust, und der Nordwind rollt turmhohe Wellen vor sich
her.

*Das Land ist in Sicht,
die Geburt steht unmittelbar bevor,
da bricht der Sturm los,
und die Wehen der Eröffnungsphase
bedrängen das Kind von allen Seiten.*

*Poseidon,
eine männliche Kraft, beherrscht plötzlich
seine Mutter, das Meer, la mère, la mer.
Ein dem Kind unbegreiflicher Zorn ist plötzlich in sie gefah-
ren,
die ihn bisher so liebevoll getragen hat.
Der Todfeind stürzt sich gleichsam auf das Kind
und will es vernichten.*

Bald tobt ein solcher Sturm, daß sogar dem tapferen Odysseus
der Mut sinkt und die Knie zittern:

– Ach Kalypso. Ich sehe es wohl: alle deine Worte waren
wahr. Dieser Sturm wird mich umbringen.

Die Natur ist wirklich außer Rand und Band.
Eine riesige Welle ergreift ihn, trägt ihn auf die Spitze und
begräbt dann sein Boot unter sich.
Das Steuer gleitet ihm aus der Hand.
Der Mast bricht entzwei.
Er selbst wird ins Wasser geschleudert.

*Die Geburtsarbeit ist weit fortgeschritten.
Die Wehen haben ihre volle Stärke erreicht.
Unaufhörlich bedrängen sie das Kind von allen Seiten.
Das Ruder entgleitet ihm:
Das Kind und auch die Mutter haben keine Kontrolle mehr.
Der Mast bricht entzwei:
Der Rücken des Kindes wird so stark zusammengedrückt,
als müsse er brechen.
Er fällt ins Wasser:
Das Ich verschwindet und geht unter im Sturm.*

Kalypsos Kleider hängen naß und schwer an seinem Leib und
ziehen ihn noch weiter in die Tiefe. Immer neue Wellen
schlagen über ihm zusammen und drohen, ihn zu verschlin-
gen. Es gelingt ihm, sich wieder an die Oberfläche zu kämp-
fen, und mit letzter Kraft klettert er zurück in sein Boot. Nur
knapp ist er dem sicheren Tod entronnen.
Die See tobt weiter und wirft sein kleines Boot hin und her.
Mal treibt ihn der Nordwind vor sich her, mal wirft ihn der
Westwind dem Ostwind in die Arme.

Aus solch einer verhängnisvollen Lage kann ihn nur eine
Göttin retten: Leukothea, die schöne Tochter des Kadmus, die
in den Fluten des Meeres wohnt, erscheint ihm in der Gestalt
einer Möwe.

– Ziehe deine Kleider aus, Odysseus.
Lasse den Sturm getrost auf deinem Boot toben.
Springe du ins Wasser und schwimme.

Sie reicht ihm einen Schleier und sagt:

– Hier, nimm diesen Schleier und lege ihn dir auf die Brust.
Du brauchst nichts mehr zu befürchten, denn er wird dich vor
dem Tode bewahren. Doch vergiß nicht, ihn zu lösen, sobald

du an Land bist, und ihn ins Meer zurückzuwerfen, ohne dich dabei umzusehen.

Odysseus, der Vorsichtige, zögert, denn er fürchtet eine List. Solange das Boot noch hält, erscheint es ihm als der sicherste Ort in diesem wilden Meer.

Doch da schickt ihm Poseidon eine gigantische Welle. Sie schwebt einen Augenblick über seinem Kopf und kracht dann mit voller Wucht auf ihn herunter.

Sein Boot fliegt auseinander wie ein Haufen Stroh. Odysseus landet rittlings auf einer Planke.

Auch Leukothea ist ein Aspekt der Mutter und sagt:

Laß alles los!

Trenne dich von mir.

Komme zur Welt.

Doch das Kind fürchtet sich so sehr vor dem Unbekannten, der Geburt,

daß es sich verzweifelt an sein Boot, sein Gefängnis, seine Mutter klammert.

Der Schleier ist die Nabelschnur,

die Verbindung zur Plazenta, die das Kind am Leben erhält,

bis es geboren ist und von selbst atmet.

Odysseus tut, wie ihm die Göttin geraten:

Er zieht seine Kleider aus, legt sich den Schleier auf die Brust und schwimmt.

Die Eihäute zerreißen.

Es gibt kein Zurück mehr.

Das Kind begreift, daß es geboren werden muß.

Zwei Tage und zwei Nächte tobt der Sturm.

Doch als die Morgenröte des dritten Tages emporsteigt, da

ruht plötzlich der Wind, und blauer Himmel glänzt über dem glatten Meer.

Eine unheimliche Stille breitet sich aus.

Odysseus sieht das Ufer nahe vor sich, und sein Herz jubelt.

Mit kräftigen Zügen schwimmt er an Land.

Die sogenannte Eröffnungsphase der Geburt ist überstanden. Der Muttermund ist weit offen, um das Kind hindurchzulassen.

Es spürt, daß die Geburt unmittelbar bevorsteht, und genießt, wie die Mutter, die unverhoffte Ruhe zwischen zwei Stürmen.

Das Ufer ist schon zum Greifen nahe, da vernimmt der Held ein neues Grollen.

Schreckliche Wellen werfen sich schäumend auf ein steiles, schroffes, felsiges Ufer.

Kein Hafen. Keine Bucht.

Soweit das Auge reicht, nur scharfkantige Felsen, steile Klippen und strudelnde, mörderische Brandung.

Noch einmal verzagt der Tapfere, der sich soeben noch gerettet glaubte.

– Gibt es denn keinen Ausweg aus diesem dunklen Meer?

Vor mir scharfe Felsen und brausende Strudel.

Unter mir bodenlose Tiefe.

Hinter mir das offene Meer. . .

Und schon ergreift ihn eine gewaltige Woge und wirft ihn auf die Klippen.

Odysseus klammert sich mit bloßen Händen an den Felsen fest, bis die Woge zurückrollt und die Strömung ihn wieder hinauswirft in die weite See.

Noch einmal droht das Meer ihn zu verschlingen.

Die mächtigen Wehen der Austreibungsperiode drücken den Kopf des Kindes hinunter

und klemmen ihn für einen Augenblick im knöchernen Becken ein.

Die Härte der Knochen erscheint dem Kind als unüberwindliche Schranke, die ihm den Ausgang versperrt.

Zwischen den Wehen rutscht der Kopf wieder ein Stück zurück, und der Druck läßt nach.

Athene aber gibt ihm die Kraft, sich aus der Brandung emporzuschwingen, und er schwimmt weiter, um sicheres Ufer zu finden. Schwimmend erreicht er die Mündung eines herrlichen Flusses. Niedrig, felsener und von Winden geschützt ist das Ufer. Da schickt der Held ein Gebet zu dem strömenden Gott, er möge ihn erretten aus dem schrecklichen Meer Poseidons.

Und der Gott hemmt die wallenden Fluten,
breitet Stille vor ihm aus
und läßt ihn freundlich an sein seichtes Ufer.

*Der Kopf des Kindes steht jetzt so tief,
daß die Enge der Beckenknochen überwunden ist.
Es spürt die Öffnung. Nun braucht es nur noch den sanften
Widerstand des weichen Gewebes zu überwinden,
welches ihm meistens freundlich Platz macht.
Das Kind ist geboren.*

Odysseus senkt die Knie und die müden Arme.
Die Wogen haben ihn völlig erschöpft.
Sein Herz schlägt noch immer so wild wie die Wellen.
Aus Nase und Mund fließt salziges Wasser.
Stimme und Atem versagen ihm,
und er sinkt in Ohnmacht
nach der schrecklichen Arbeit.
Doch dann beruhigt sich sein Herz.
Er kommt zu Atem, und sein Geist kehrt in ihn zurück.
Er löst den Schleier, der ihn so wunderbar beschützt hat und

wirft ihn weit hinter sich, ohne sich dabei umzusehen. Eine Welle ergreift ihn und trägt ihn zurück zu der Göttin.

Dann entsteigt der Held den Wassern
und küßt die fruchtbare Erde.

Was für eine erstaunlich genaue Beschreibung des Neugeborenen in den allerersten Augenblicken nach der Geburt!

Die Übereinstimmung ist so vollkommen,
daß diese Schilderung von einem Geburtshelfer stammen könnte,
sofern er den Ablauf nicht durch überstürzte Maßnahmen stört:

Auch das Neugeborene kommt erschöpft und halbtot vor Angst bei uns an.

Sein Herz klopft wie wild.

Es hat einen Schrei ausgestoßen,

doch dann macht es eine Pause.

Es ist ohne Atem, ohne Stimme.

Es bewegt sich nicht oder kaum.

Es ist wie betäubt.

In diesem Augenblick geraten die meisten Geburtshelfer in Panik und meinen, das Kind »wiederbeleben« zu müssen.

Aus Mund und Nase fließen Schleim und Fruchtwasser,
das unnötigerweise abgesaugt wird.

Das Kind ist auf der Schwelle.

Es hat sich noch nicht entschieden,

ob es auf dieser unwirtlichen Welt bleiben möchte.

Es zögert noch.

Doch dann beginnt es

ganz von allein

ruhig zu atmen.

Es erwacht zum Leben.

Es hat sich entschlossen, zu bleiben.

Die Nabelschnur hört auf zu pulsieren.
Das Kind braucht diese lebenswichtige Verbindung zur Mutter nicht mehr. Die Plazenta wird mit einer letzten Wehe geboren.

Das Kind aber wendet sich nicht mehr um. Es hat seine Vergangenheit hinter sich gelassen. Es ist endgültig an unserem Ufer angekommen und begrüßt diese Welt.

Frédéric Leboyer

*»Geburt hat als Zeit und Zeichen Intimität verloren,
seitdem die Apparate sich ihrer bemächtigt haben.
Indem sich – technisiert – alles auf einen Punkt
konzentriert, ist der Prozeß aus den Augen verloren,
der Beziehung überhaupt erst ermöglicht.
Der ständige Wechsel der »Behandler« im Krankenhaus
ist sinnfälliger Ausdruck der Unstetigkeit,
die keine Hingabe mehr ermöglicht.«*

*»Er erbarnt sich von Geschlecht zu Geschlecht
über alle, die ihn fürchten.«*

Der Ort, an dem Gott geboren wird

*Jede Geburt ist wie die Geburt Jesu; Jesu Geburt war die
Geburt des Menschen. Gewöhnliches und Außergewöhnliches,
nicht Faßbares liegen nebeneinander, verbinden, zeigen.*

Paul Konrad Kurz spricht vom »Bündel Gottes«:

*»Ein bißchen Fleisch
Wie Menschenfleisch
und rohes Kinderfleisch
Kaum anzufassen
Die Augen noch geschlossen
Das bißchen Brust zerbrechlich
und eingepackt in Schlaf*

*Ein Nacktes
Lämmernackt
und sperlingsnackt im Nest
Ein Wurm zum Wickeln
für eine Mädchenmutter
die kniet und wieder kniet
und ihre Sinne martert
und nicht begreifen kann
das Bündel Gottes«*

Letztendlich ist es die Unbegreiflichkeit jeglichen Lebens, das nicht klärbar in der tiefen Verbundenheit und Zeichenhaftigkeit. Geburt als Hoffnungszeichen – auch weil in dieser Nacht die »Armseligkeit und Ohnmacht aller Menschen ihre Berechtigung gefunden« hat (Eugen Drewermann). In seiner Deutung des Weihnachtsevangeliums spricht Drewermann aber auch von den Visionen, die festgemacht werden an dem, was an den Sinnen immer wieder scheitern muß. Der Text von Christa Mulack verbindet das Lukas- und Matthäusevangelium in ihren jeweiligen Ausprägtheiten am Beispiel der Weihnachtsgeschichte. Bei den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen erschien als Zeuge ein Mann, der eine Zeitlang in einem Grab des jüdischen Friedhofs in Wilna gelebt hatte. Es war das einzige Versteck, wo er leben konnte, nachdem er der Gaskammer entronnen war. Während dieser Zeit gebar eine Frau in einem Grab ganz in der Nähe einen Sohn. Der Totengräber, in ein Leichentuch gehüllt, half bei der Geburt. Als das Kind seinen ersten Schrei ausstieß, betete der alte Mann: »Großer Gott, hast du endlich den Messias zu uns gesandt? Denn wer anders als nur der Messias selbst könnte in einem Grab geboren werden?«

Der Besuch Marias bei Elisabet.

Nach einigen Tagen machte sich Maria auf den Weg und eilte in eine Stadt im Bergland von Judäa. Sie ging in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabet. Als Elisabet den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib. Da wurde Elisabet vom Heiligen Geist erfüllt und rief mit lauter Stimme: Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Wer bin ich, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? In dem Augenblick, als ich deinen Gruß

hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. Selig ist die, die geglaubt hat, daß sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ. Da sagte Maria:

Meine Seele preist die Größe des Herrn, / und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.

Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. / Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.

Denn der Mächtige hat Großes an mir getan, / und sein Name ist heilig.

Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht / über alle, die ihn fürchten.

Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten: / Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind;

er stürzt die Mächtigen vom Thron / und erhöht die Niedrigen.

Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben / und läßt die Reichen leer ausgehen.

Er nimmt sich seines Knechtes Israel an / und denkt an sein Erbarmen,

das er unsern Vätern verheißen hat, / Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.

Und Maria blieb etwa drei Monate bei ihr; dann kehrte sie nach Hause zurück.

Lukas 1,39–56

1,45–55 Die obige Fassung ist für die Liturgie vorgesehen. Daneben hat die ökumenische Kommission auch den folgenden Text erarbeitet:

46 Meine Seele preist voll Freude den Herrn,

47 mein Geist ist voll Jubel über Gott, meinen Retter.

48 Denn er hat gnädig auf seine arme Magd geschaut. / Von nun an preisen alle Geschlechter mich glücklich.

49 Denn der Mächtige hat an mir Großes getan;

sein Name ist heilig.

50 Er schenkt sein Erbarmen von Geschlecht zu Geschlecht / allen, die ihn fürchten und ehren.

51 Sein starker Arm vollbringt gewaltige Taten: / Er macht die Pläne der Stolzen zunichte;

52 Er stürzt die Mächtigen vom Thron / und bringt die Armen zu Ehren;

53 Er beschenkt mit seinen Gaben die Hungrigen, / die Reichen aber schickt er mit leeren Händen fort.

54/55 Er nimmt sich gnädig seines Knechtes Israel an, / denn er denkt an das Erbarmen, das er unseren Vätern verheißen hat, / Abraham und seinen Nachkommen, für ewige Zeiten.

Die Geburt Jesu

In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen. Dies geschah zum erstenmal; damals war Quirinius Statthalter von Syrien. Da ging jeder in seine Stadt, um sich eintragen zu lassen. So zog auch Josef von der Stadt Nazaret in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt; denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner Verlobten, die ein Kind erwartete. Als sie dort waren, kam für Maria die Zeit ihrer Niederkunft, und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.

In jener Gegend lagerten Hirten auf freiem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. Da trat der Engel des Herrn zu ihnen, und der Glanz des Herrn umstrahlte sie. Sie fürchteten sich sehr, der Engel aber sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr. Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt. Und plötzlich war bei dem Engel ein großes himmlisches Heer, das Gott lobte und sprach:

Verherrlicht ist Gott in der Höhe, / und auf Erden ist Friede / bei den Menschen seiner Gnade.

Als die Engel sie verlassen hatten und in den Himmel zurückgekehrt waren, sagten die Hirten zueinander: Kommt, wir gehen nach Betlehem, um das Ereignis zu sehen, das uns der

Herr verkünden ließ. So eilten sie hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es sahen, erzählten sie, was ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hörten, staunten über die Worte der Hirten. Maria aber bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach. Die Hirten kehrten zurück, rühmten Gott und priesen ihn für das, was sie gehört und gesehen hatten; denn alles war so gewesen, wie es ihnen gesagt worden war.

Lukas 2,1–20

2,1–3 Quirinius hat als Statthalter von Syrien 6/7 n. Chr. eine Steuerfeststellung, einen sogenannten Zensus, durchführen lassen. Dies kann jedoch nicht der Zensus gewesen sein, zu dem Josef nach Betlehem zog; denn die Geburt Jesu fällt nach Mt 2 in die Zeit vor dem Tod des Herodes (4 v. Chr.). Der Mönch Dionysius Exiguus (ca. 497–540), auf den die christliche Zeitrechnung zurückgeht, hat sich demnach um etwa 4 bis 5 Jahre verrechnet. Kaiser Augustus herrschte von 31 v. Chr. bis 14 n. Chr.

2,5 Nach jüdischem Recht gilt die Verlobte bereits als Ehefrau.

2,11 Die drei Titel »Retter«, »Messias« (Christus), »Herr« weisen auf die Heilsbedeutung Christi hin. »Retter« und »Herr« waren auch Hoheitstitel der römischen Kaiser.

2,14 Wörtlich: Herrlichkeit Gott in der Höhe und auf Erden; Friede bei den Menschen des Wohlgefallens. – Die ökumenische liturgische Fassung lautet: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade.

Die Mutter gebiert den göttlichen Sohn

Von der Geburt des Erlösers berichten Matthäus und Lukas recht unterschiedlich. Viele Christen wissen gar nicht, daß es zwei Weihnachtsgeschichten gibt, so harmonisch einander ergänzend lassen sie sich ineinanderweben.

Für Lukas beginnt der christliche Äon mit zwei Schwangerschaften, die nach den herkömmlichen Patriarchatsnormen gar nicht hätten »passieren« dürfen. Die eine war in der »Schande« der Unfruchtbarkeit alt geworden und wurde durch

eine so späte Schwangerschaft der Lächerlichkeit preisgegeben. Die andere war noch nicht verheiratet und riskierte mit ihrer unehelichen Schwangerschaft nach Patriarchatsrecht die Todesstrafe; zumindest aber würde sie von ihrem Verlobten verstoßen werden. So ist die Herrenmoral, die hier so gar nicht recht greifen will.

Maria scheint weder Furcht noch Scham vor den Folgen ihrer Schwangerschaft zu haben, mit der sie sich bei der Gottheit aufgehoben weiß. Die Freude über dieses Wissen teilt sie nicht mit ihrem Verlobten. Sie kann sie nur mit einer Frau teilen, der die Dimensionen des Weiblichen geläufig sind. Und so macht sie sich auf den Weg zu ihrer ebenfalls schwangeren Verwandten Elisabet. »Und es begab sich, als Elisabet den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabet ward des Heiligen Geistes voll.«

Zwei Frauen begegnen einander, und die Freude ist so groß, daß sie auf die nächste Generation überspringt! Das ekstatische Erlebnis, das Maria bei der Verkündigung durch den Engel gehabt hatte, wirkt so stark nach, daß es auch die ältere Freundin ergreift. Über Maria empfängt auch sie die Heilige Ruach bei sich. Durch sie kommt das Heil auch zu ihr, das nur eine Frau in diese Welt bringen kann, die selbst unversehrt, *heil*, also Jungfrau ist.

Es ist Elisabet, die der jugendlichen Freundin den Ehrentitel »Mutter meines Herrn« verleiht, der der Mutter Gottes schon recht nahe kommt, denn schließlich steht »Herr« Tausende Male in der Bibel für Gott.

Nach dreimonatigem Aufenthalt bei Elisabet kehrt Maria in ihre Heimatstadt Nazaret zurück. Wenige Monate später geht sie als Hochschwangere denselben Weg wieder nach Betlehem, dem Geburtsort des Erlösers, der an glorreiche Zeiten der Königsherrschaft Davids erinnert. Das Motiv der Wanderschaft scheint Lukas besonders wichtig zu sein. Nicht in einem Königspalast, sondern in einem Stall, in einer Höhle unter der Herberge, in der kein Raum für sie war, erblickte der göttliche Sohn das Dunkel der Welt – bei Nacht – in der Gegenwart von

Mann und Tier ohne Hebamme oder weibliche Verwandte. Welch eine Chance für den Vater! – Durch zwei Jahrtausende hindurch wurde sie vertan und wird erst heute wiederentdeckt. Im Schoße der Nacht und im Dunkel einer Höhle findet die Geburt statt. Zeit und Raum gehen eine Verbindung ein – das ist erfüllte Zeit. Das Dunkel gibt dem Licht Raum. Hirten und Weise erkennen an den himmlischen Zeichen göttliche Mitteilungen. Ein Stern führt die Weisen aus dem Osten herbei. Sie öffnen sich der kosmischen Botschaft und wissen um ihre Wahrheit. Für sie sind Sterne mehr als Lampen, die der Patriarchatsgott angeblich am Himmel befestigt hat, wie es der erste Schöpfungsbericht in überheblicher Abgrenzung zu östlichen Religionen beschreibt. Die Weisen sind bereit, den neuen Gott auch außerhalb ihres Kulturraumes zu verehren mit den uralten Kultopfern Weihrauch, Myrrhe und Gold. Wenn der für seine eigene Volksgruppe schreibende Jude Matthäus die Sterndeuter als traditionelle Anhänger der in Israel so verpönten Astralreligionen als erste den neugeborenen Gottessohn verehren läßt, bekundet er damit, daß das orthodoxe religiöse Denken Israels nicht mehr ausreicht für das, was sich hier ereignet. Es ist die religiöse Offenheit der »Heiden«, die sie bereit macht, das Licht, das in die Finsternis scheint, zu empfangen.

Kommen die Verehrer bei Matthäus aus der höchsten Bildungsschicht des Auslandes, so sind sie für Lukas die Ausgestoßenen der jüdischen Patriarchatsgesellschaft; denn die Hirten sind verdächtigt als Betrüger, deshalb von der Zeugenaussage vor Gericht ausgeschlossen und verachtet; Rabbi Jose ben Chanina hat gesagt, es gäbe keine verächtlichere Beschäftigung in der Welt als die des Hirten. Die Charakterisierung der Hirten gleicht in auffallender Weise jener der Frauen, die selbst im heutigen Israel vor einem Rabbinatsgericht nicht als Zeuginnen anerkannt werden.

Damit wird bei beiden Evangelisten das formalistische religiöse Gefüge von Anfang an gesprengt. Das neue Gottesbild läßt die traditionelle Vorstellung vom Patriarchatsgott weit

hinter sich. Im neuen Glauben sollen patriarchalische Denkstrukturen keinen Platz mehr haben. Historisch gesehen, findet jedoch genau das Gegenteil statt. Für den Gottessohn ist kein Raum in der Herberge des Patriarchats. Es setzt sich von Anfang an gegen ihn zur Wehr, bis es ihn am Ende ganz vertilgt.

Vertreter des patriarchalischen Systems ist bei Matthäus Herodes, der die Weisen veranlassen will, zu Denunzianten des Neuen zu werden. Sie – wie auch Josef – erweisen sich als Träumer, die aus ihrer weiblichen Bewußtseinshälfte die göttliche Stimme vernehmen und auf sie hören. So vermeiden sie eine Begegnung mit dem grausamen Tyrannen, dessen dreifacher Sohnesmord historisch belegt ist. Matthäus stellt Herodes in eine Reihe mit den Kindesmördern Pharao und Jahwe, der die Erstgeborenen Ägyptens tötete, wie in der Auszugsgeschichte Israels berichtet wird. Wie zeitlos sind doch diese Gestalten im Rahmen patriarchaler Menschheitsgeschichte, die immer wieder dafür sorgt, daß Frauen ihre Kinder beweinen wie Rahel, weil es aus ist mit ihnen und ihre Mütter untröstlich sind. Jener Exodus aus der Gründerzeit des Volkes Israel findet nun in umgekehrter Richtung statt. Maria und Josef verlassen das Gelobte Land, da in ihm das neue Göttliche von Anfang an verfolgt wird. Das Land einstiger Knechtschaft wird durch diese Flucht nach Ägypten zum Symbol der Freiheit und des Schonraumes für das göttliche Kind.

Lukas weiß nichts von solcher Dramatik. Die Hirten können ungehindert die frohe Botschaft von der Geburt des göttlichen Kindes ins Land hineinragen. Maria hingegen behält die Botschaft des Friedens auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens und bewegt sie in ihrem Herzen. Der Sohn war nur ein Teil der göttlichen Botschaft, die sie in sich trug.

Christa Mulack

Die Geburt Jesu

Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, daß sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloß, sich in aller Stille von ihr zu trennen. Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.

Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat:

Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, / einen Sohn wird sie gebären, / und man wird ihm den Namen Immanuel geben, / das heißt übersetzt: Gott ist mit uns.

Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. Er erkannte sie aber nicht, bis sie ihren Sohn gebar. Und er gab ihm den Namen Jesus.

Matthäus 1,18–25

1,18 Die jüdische »Verlobung« stellte ein rechtsverbindliches Eheversprechen dar; die eheliche Gemeinschaft wurde aber erst nach der Heimholung der Braut durch den Ehegatten, meist ein oder eineinhalb Jahre später, aufgenommen. Die jüdischen Mädchen heirateten gewöhnlich nach Eintritt der Geschlechtsreife mit 13 bis 14 Jahren.

1,21 Der Name Jesus (Jeschua) wird hier als »Retter«, »Erlöser« gedeutet.

1,25 »Erkennen« wird im Alten Orient auch als Umschreibung des ehelichen Verkehrs gebraucht.

Die Huldigung der Sterndeuter

Als Jesus zur Zeit des Königs Herodes in Betlehem in Judäa geboren worden war, kamen Sterndeuter aus dem Osten nach Jerusalem und fragten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen. Als König Herodes das hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem. Er ließ alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und erkundigte sich bei ihnen, wo der Messias geboren werden solle. Sie antworteten ihm: In Betlehem in Judäa; denn so steht es bei dem Propheten:

Du, Betlehem im Gebiet von Juda, / bist keineswegs die unbedeutendste / unter den führenden Städten von Juda; / denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, / der Hirt meines Volkes Israel.

Danach rief Herodes die Sterndeuter heimlich zu sich und ließ sich von ihnen genau sagen, wann der Stern erschienen war. Dann schickte er sie nach Betlehem und sagte: Geht und forschet sorgfältig nach, wo das Kind ist; und wenn ihr es gefunden habt, berichtet mir, damit auch ich hingehere und ihm huldige. Nach diesen Worten des Königs machten sie sich auf den Weg. Und der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, zog vor ihnen her bis zu dem Ort, wo das Kind war; dort blieb er stehen. Als sie den Stern sahen, wurden sie von sehr großer Freude erfüllt. Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm. Dann holten sie ihre Schätze hervor und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben dar. Weil ihnen aber im Traum geboten wurde, nicht zu Herodes zurückzukehren, zogen sie auf einem anderen Weg heim in ihr Land.

Matthäus 2,1–12

2,1 Das mit »Sterndeuter« übersetzte griechische Wort (mágoi) bezeichnete zunächst die Mitglieder einer persischen Priesterkaste, die sich mit Sternkunde und

Astrologie befaßten, sodann allgemein babylonische und sonstige Astrologen. Sie wirkten oft als Berater von Königen, Fürsten und reichen Leuten.

2,2 Andere Übersetzungsmöglichkeit: Wir haben seinen Stern im Osten gesehen. Entsprechend in Vers 9.

Die Flucht nach Ägypten

Als die Sterndeuter wieder gegangen waren, erschien dem Josef im Traum ein Engel des Herrn und sagte: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Ägypten; dort bleibe, bis ich dir etwas anderes auftrage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten. Da stand Josef in der Nacht auf und floh mit dem Kind und dessen Mutter nach Ägypten. Dort blieb er bis zum Tod des Herodes. Denn es sollte sich erfüllen, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: *Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.*

Matthäus 2,13–15

Der verborgene Schatz Gottes

Wo ist der Ort, an dem Gott geboren werden kann?

Wo eigentlich liegt Betlehem? Wo ist der Ort, an dem Gott geboren werden kann? Das »Betlehem« des Evangeliums ist nicht die Stadt im Süden von Jerusalem. Das Evangelium erzählt nicht den Beginn des Lebens Jesu, es erzählt den Anfang unseres eigenen vermenschlichten Lebens, die Geschichte unserer Menschwerdung, wie sie durch die Person Jesu Christi möglich geworden ist. Darum liegt »Betlehem« überall dort, wo Menschen zu leiden vermögen an der Unmenschlichkeit und »Hunger und Durst tragen nach der Gerechtigkeit« Gottes (Mt 5,6).

Nacht, sagt uns Lukas, war es in der Stunde von »Betlehem«. Aber wissen wir wirklich, was das ist: »Nacht«? – wenn Menschen sehen und haben keine Aussicht, und ihre Träume sind tot, und die Welt ist ein gähnendes Loch? Und ihre Hände suchen nach Halt und finden ihn nicht, und jeder Morgen beginnt nicht mit einem Sonnenaufgang, sondern mit einer immer neuen Sonnenverfinsterung? Diesen Menschen der Nacht, sagt das Evangelium, ist Christus erschienen als Licht, das leuchtet im Dunkeln; über denen, die Gott nie kannten, »über das Volk, das in Finsternis wandelt, strahlt ein helles Licht auf«. Dieses Wort des Jesaja (9,2) ist erfüllt seit dieser »Nacht« in »Betlehem«.

Kalt, sagt uns die Legende, war es in jener Stunde, da der Erlöser erschien. Aber wissen wir wirklich, was das ist: kalt? – wenn das Herz der Menschen erfriert im Schneetreiben der Worte, und die Füße stocken im Firnis der Oberflächlichkeiten, und die Finger zittern, blaugefroren an den Gletschermassen vereister Gefühle? Diesen Menschen der Kälte wird Christus sagen: »Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich jetzt anders, als daß es brennt!« (Lk 12,49)

Einsam und ausgestoßen, sagt uns die Legende, sei es gewesen in der Stunde von »Betlehem«. Aber wissen wir wirklich, was das ist: einsam? – wenn Menschen auf die Welt kommen an einem Ort, wo es ein Zuhause nicht gibt, nur ein endloses Suchen und Sich-Sehnen draußen vor den Türen der Menschen? – Kinder nicht von Eltern, sondern von Abkömmlingen der Mutter Eva, der Stammutter aller Verbannten, aller ins Leben Vertriebenen, immer einen fremden Boden unter den Füßen, immer nur laufend vor Angst, ohne Recht, ohne Bleibe, ohne Stätte? Diesen Menschen der Einsamkeit wird Christus sagen: »Die Füchse haben ihre Baue und die Vögel des Himmels haben ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wohin er sein Haupt legen könnte« (Lk 9,58). »Aber kommt zu mir«, wird er weiter sagen, »ihr Mühseligen, ihr Beladenen, ich will euch ausruhen lassen« (Mt 11,28).

Arm, sagt uns die Legende, kam der Messiaskönig auf die

Welt. Aber wissen wir wirklich, was das ist: arm? – wenn die Seele eines Menschen so hohl ist wie der Mund eines Verhungerten und so leer wie die Hand eines Bettlers am Wege? – oder der Leib so erschöpft, daß die Kraft einer Frau nicht mehr ausreicht, die Fliegen aus den Augen ihres verhungerten Kindes zu fächeln und man am Morgen schon an den Straßenrändern die Zeitungen aufsammeln muß, um des Nachts das Frösteln und Zittern der Kälte zu mildern, ein Leben, ärmer als die Tiere? Diesen Menschen der Armut wird Christus sagen: »Ihr seid Gott nahe.« Und hinzufügen wird er in glühendem Zorn: »Wehe euch, ihr Reichen« (Lk 6,24).

All die Umdüsteren, Frierenden, Einsamen, Ausgestoßenen, Armen werden die »Nacht« von »Betlehem« verstehen, denn ihnen allen wird dieses Kind Gottes verheißen: »Ihr, die ihr jetzt weint, werdet lachen« (Lk 6,21); ihr, die ihr trauert, glücklich seid ihr; ihr, die ihr wenigstens noch leiden könnt, seid nahe dem Reich Gottes. Das Betlehem der Landkarte liegt zwanzig Kilometer im Süden von Jerusalem; aber das wirkliche »Betlehem« liegt dicht neben »Jerusalem« in unseren eigenen Herzen. Und wo wohnen wir wirklich?

In »Jerusalem« bewohnen andere Leute die Häuser und die Straßen als in »Betlehem«. In »Jerusalem« (oder in »Rom« oder dort, wo wir meistens uns »aufhalten«) trifft man die Satten, die Fertigen, die Eingerichteten, die Mächtigen, begegnet man den Volkszählern, den Verwaltern und den Vergewaltigten. Dort ist die Stadt der »Mörder«, wie das Markusevangelium sagt (Mk 12,8). In einer solchen »Stadt« erwartet man nichts, denn man fürchtet die Veränderungen. Dort klammert man sich an das, was man hat: an die Gedanken und Vorstellungen, die man gelernt hat, an das Vermögen, das man erworben hat, an die Bastionen und Positionen, die man erobert hat, und man hat Angst, daß irgend etwas von dem fertig Eingerichteten sich wandeln könnte. Die Mauern »Jerusalems« sind breit und fest. Wie aber, wenn beim Schall des Schophar-Horns, da der Herr kommt, die Erde zu richten (Ps 98,6.9), die Wände nicht mehr gelten, die heute noch hoch

und niedrig, mächtig und ohnmächtig, ehrbar und verächtlich in gegensätzliche Lager spalten? Wenn die Botschaft des »Kindes« von »Betlehem« stimmt, so gibt es fortan keinen Punkt der Demütigung mehr, bis wohin Gott sich nicht hinabgebeugt hätte, um die betulich Wichtigen ihrer Lächerlichkeit preiszugeben, um die Sessel der Anmaßung umzustoßen und um die Niedrigen emporzuheben aus dem Staube (Lk 1,51.52). Was kann geschehen, um uns von unserer Unmenschlichkeit zu erlösen mit dem Blick auf dieses »Kind« von »Betlehem«? Eigentlich nur dies, daß wir die Überheblichkeiten des Alltags aufgeben, die Wahngelüste der Normalität beseitigen und daß wir den Mut bekommen, an die Leidenschaft der Liebe, an die »Weite des Herzens wie die Sonne am Himmel« nach den Worten der Ägypter, an die Wahrheit des Mitleids und an den Wert der Güte bedingungslos zu glauben. Dann wissen wir augenblicklich, daß wir allesamt in Wahrheit »Kinder« sind. Freilich: niemanden von uns hat man wirklich leben lassen, als er ein Kind war, und einen jeden von uns hat man auf seine Weise gezwungen, möglichst schnell fertig und »erwachsen« zu werden. Eben deswegen fällt es uns so schwer, davon wirklich zu lassen, verschüchterte, ängstliche, autoritätsgläubige, gesellschaftsabhängige, um Anerkennung und Menschengunst buhlende Kinder zu bleiben; eben deswegen geschieht es, daß wir uns an die Zeit unserer Kindheit oft kaum noch erinnern können und wir sie fliehen durch Verdrängungen oder Verleugnungen, so als könnten wir aus ihr nur herausstürzen wie Lot aus dem brennenden Sodom, dem Ort der Schändung und Vergewaltigung des Göttlichen (Gen 19,5), der Stätte der Strafe dauernder Blindheit (Gen 19,11); eben deswegen fühlen wir so, als ob wir stets »erwachsen« dastehen müßten mit unseren erzwungenen Zwanghaftigkeiten, unserem wahnsinnigen Perfektionsdrang, unseren nichtsnutzigen »Fertigkeiten«, unseren stets paraten »Auskünften«, unseren fraglosen Phrasen und mit all dem wohltrainierten Terror unseres auswendig gelernten »Wissens«.

Schauen wir genau hin, hat man von Anfang an uns so

gewollt. Alle rings um uns her verlangen inmitten dieser Welt der Gnadenlosigkeit, daß wir zu irgend etwas nutze sind, daß wir den Nachweis liefern, für irgend etwas notwendig und unerläßlich zu sein; doch solange wir, johanneisch gesprochen, »Kinder des Fleisches« bleiben (Joh 1,13), werden wir uns unter der Geißel dieser Ansprüche zugrunde richten. Niemals werden wir das Gefühl wirklich loswerden, im Grunde überflüssig auf der Welt zu sein, nie werden wir wirklich glauben können, daß man so etwas wie uns brauchen oder gar lieben oder auch nur beachten könnte, und stets werden wir fürchten, im Grunde nur lästig, störend, unerwünscht, ja, hinderlich und schädlich zu sein. Welch ein Mensch könnte uns jemals das Gegenteil beweisen?

Aber in dieser »Nacht« erfahren wir das Gegenteil.

In dieser »Nacht« ist Gott als Kind ein Mensch geworden und war nichts anderes als solch ein überflüssiges und störendes und obdachloses Kind; und dieses Kind ist, war und bleibt in alle Ewigkeit Gottes eigenes Schicksal zwischen Futtertrog und Galgen. Es wird auch späterhin für alle Menschen, die im Überfluß zu Hause sind, nur überflüssig bleiben, für all die Sturen störend sein, für all die Überlegenen nur ungelegen kommen, für all die Annehmlichen höchst unangenehm auffallen, für all die so Bequemen absolut unbequem erscheinen. Gott aber wird mit gerade dieser Überflüssigkeit, mit dieser Ruhestörung, mit dieser Ungelegenheit, mit dieser Unannehmlichkeit und Unbequemlichkeit identisch sein. Seit dieser »Nacht« ist aller Menschen Überflüssigkeit berechtigt. Gnade allen Überflüssigen! lautet die Botschaft dieser »Nacht«; Menschlichkeit allen Menschen schenkt uns Gott. Alle ringsum verlangen, daß man sich durchzusetzen weiß und tüchtig ist durch Leistung und Erfolg. Für sie ist der Erfolg das, was der Wahl der Mittel recht gibt. Der Erfolg selbst ist die Rechtfertigung dafür, daß sie berechtigt sind zu leben. Was aber geschieht dann mit denen, die an den eigenen Erfolg nicht glauben können und ihn im Grunde auch nicht wollen, die mit dem, was sie sind und leisten, in den Notentabellen der

anderen stets untendurch sind? Wie können sie, die ewig Erfolglosen, die als dumm, als töricht Abgetanen, jemals das Gegenteil des Mißerfolgs erfahren?

Aber in dieser »Nacht« erfahren sie das Gegenteil. In dieser »Nacht« ist Gott als Kind ein Mensch geworden und war nichts anderes als solch ein unmündiges, untüchtiges, hilfloses, ohnmächtiges Kind, und dieses Kind wird auch in Zukunft ohne Macht und Durchsetzungsvermögen bleiben. Es wird in dreißig Jahren in den Augen aller scheitern, und alle zuständigen Behörden und Instanzen werden ihm in der Prüfung dessen, was ihnen als das Leben gilt, die Note »ungenügend« geben. Gott aber wird mit diesem Scheitern, diesem Mangel, diesem Ungenügen selbst identisch sein. Gott selber ist es, der in der Welt des Erfolges stets wird scheitern müssen. Vor Gott sind alle Menschen Scheiternde, Erfolglose und Mangelhafte; aber seit dieser »Nacht« sind wir berechtigt auch im Scheitern. Gnade allen Scheiternden, all den geborenen Verlierern, all den Ertrinkenden! lautet die Botschaft dieser »Nacht«. Daß alle Menschen das sein dürfen, was sie in Wahrheit sind, ohne die Rücksicht auf Ertrag und Erfolg, diese Chance schenkt uns Gott. In dieser »Nacht« hat die Armseligkeit und Ohnmacht aller Menschen ihre Berechtigung gefunden.

Wenn irgend Menschen Frieden finden können, dann in dem, was in diesem Bild von »Betlehem« beginnt. Seit dieser »Nacht«, da Gott ein Mensch geworden ist, können wir davon lassen, wie Gott sein zu müssen. Kein Mensch kommt je auf diese Welt ohne die Frage, wie weit er in der Liebe eines anderen geborgen ist und sein kann, und erst wenn diese Frage sich beruhigt, wird er es wagen, mit seiner eigenen Person ins Leben zu treten. Eben deswegen betrachten wir das Geheimnis der Heiligen Nacht als den Anfang unserer Erlösung: Denn seit den Tagen Adams ist es keinem Menschen selbstverständlich, auf dieser Welt erwünscht, gemocht, geliebt zu sein – er selbst mit seinem kleinen, armen Leben ein Geschenk an diese Welt! Wo aber nicht mehr feststeht, daß es uns geben darf, da

werden wir versuchen nachzuweisen, daß es uns geben muß, und je mehr in der Folgezeit von Muß und Soll die Rede ist, wird das Gefühl tagtäglich wachsen, das ganze Leben sei wie eine Last, wie eine Pflicht, die wir in unserem Dasein abzutragen hätten. Allein das »Kind« von »Betlehem« wird sagen, es sei bereit und willens, eine Bürde zu vergeben, die süß und leicht zu tragen sei (Mt 11,30). Ohne ein solches Angebot der Änderung von allem werden wir dem Klima der Gnadenlosigkeit niemals entinnen. Fragt man die Menschen und sich selbst einmal, warum wir eigentlich leben, werden fast immer, nachdem die oberflächlichen Auskünfte von Vergnügung und Amüsement beiseitegeräumt sind, solche niederdrückenden Antworten übrigbleiben, daß man lebt aus Angst vor dem Tod oder aus Verantwortung für die Schwäche anderer. Ein verfluchtes Leben, wenn es dabei bliebe, geboren ins Unglück und Unglück gebärend; daß aber dieser Kreislauf des Unheils ein Ende finden kann, dafür steht das Geheimnis der Heiligen Nacht.

Man sagt, in der Heiligen Nacht habe Gott sich geschenkt als sein Wort, er selber sei eingegangen in die Greifbarkeit und Angreifbarkeit menschlichen Lebens. Aber was folgt für uns daraus? Wie läßt sich unser Herz ergreifen von Worten, die würdig sind, die Liebe so auszudrücken, daß es das Wesen eines anderen gütig genug beschreibt, um gütig zu sein? Wie lehren wir die Kinder eine Sprache zu sprechen, die sich getraut, Gefühle auszudrücken und zu erzeugen? Wie geben wir ihnen Augen, die mittels einer symbolischen Schweise diese irdische Welt in eine Brücke zum Unendlichen verwandeln – die Wände durchsichtig, der Sinngehalt schimmernd, eine Schöpfung voller Verweisungen, eine lebendige Dichtung voller Gleichnisse? Und wie lehren wir sie den Wagemut, den eigenen Gesang in ihrem Herzen voller Glück und Dankbarkeit so mitzuteilen, daß es die Gestalt einer sich verbreitenden Harmonie annimmt? Im Herzen eines jeden Menschen gibt es ungehörte, unerhörte Weihnachtslieder, und diese unhörbare Musik durchzieht die ganze Welt, ruft einen jeden

Menschen in seine Schönheit und in seine Weite auf dem Heimweg zurück zu den Sternen. Diese Erde wird uns niemals Heimat sein, aber sie ist uns um so vertrauter, als sie uns zu einem Weg wird, der hinüberführt ans Gestade der Ewigkeit. Und wir können einander begleiten in wachsender Vermenschlichung, in den Ringen einer sich vollziehenden Reifung, in einer nicht endenden Poesie des Herzens. Seit dieser Nacht ist jeder Mensch eine lebende Ikone, ein lebendiges Heiligtum, wartend darauf, berührt zu werden, angesprochen zu werden mit den Gebärden und Zeichen der Liebe Gottes. Denn eine andere Krippe hat Gott sich nicht erwählt als unser Herz, in dem er selbst Mensch ist und werden will.

Alles seit dieser »Nacht« gehört unserem Gott: der Leib des Menschen; denn in dieser Nacht ist das »Wort« Gottes selber »Fleisch« geworden – es wird an seinem Leib alle Erniedrigungen, Folterungen und Schamlosigkeiten zu tragen haben, mit denen Menschen ihresgleichen in ein nur noch dahingestrecktes, preisgegebenes, sich ängstigendes, zitterndes Stück Fleisch verwandeln können; aber es wird seit dieser »Nacht« auch gelten, daß Menschen fortan nicht mehr leben und geboren werden aus dem Begehren des Mannes und dem Verlangen des Blutes, sondern allein aus Gott (Joh 1,13); kein Mensch ist fortan mehr des anderen Untertan, Produkt und Eigentum – ein jeder ist seit dieser »Nacht« von »Betlehem« auf ewig Eigentum und Kind des ewigen Königs.

Freilich werden die Skeptiker fragen, ob nicht der Traum der »Hirten« in der »Nacht« verdächtig sei – zu tröstlich und irenisch sei doch diese Weihnachtsbotschaft. Und wie beweist man, daß ein Engel redete, wenn er sich gleich danach zurückzieht in den Himmel? Wie läßt sich zeigen, daß es möglich ist, Engel zu hören und mit Engelsaugen diese Welt zu sehen? In der deutschen Sprache haben wir den Zynismus sogar in eine eigene Redewendung aufgenommen: man kann Menschen so fertig machen, daß sie buchstäblich »die Engel singen hören«; derart bis an den Rand des Todes kann man Menschen treiben. Die Skeptiker finden in der äußeren Wirk-

lichkeit unendlich viele, schwer zu widerlegende Argumente dafür, wie gemein, wie häßlich, wie armselig und verkorkst das Menschenleben sei. Sie alle haben in vielen Einzelheiten sicher recht, bis auf den Punkt, daß sie einzig am »Tage« richtig sehen, wie die »erwachsenen« Leute eben zu sehen pflegen. Doch so schneidend auch die Stimmen der kritischen Vernunft« ertönen mögen – die dunklen Augen sehen wahrer im Dunkeln, und es ist möglich, vom Rand der Unmenschlichkeit zurückzukehren in die tiefere Wahrheit eines Mitgefühls ohne Grenzen.

Man muß in diesem Moment Angst haben um die »Hirten«, so wie um jeden, der versucht, seinen Träumen zu folgen und vom »Hirtenfeld« den »Übergang« nach Betlehem zu finden. Denn jeden Schritt werden die sogenannten »Realisten« mit ihren Warnungen verfolgen. Sie werden sagen, daß die Träume zerbrechen an der Härte der Wirklichkeit; sie werden erklären, daß Visionen nichts sind als Einbildungen des Herzens, die scheitern müssen an den bitteren Erfahrungen der Welt, wie sie ist; sie werden behaupten, daß »man« nicht Illusionen folgen dürfe, daß wir keinerlei Beweise für die Möglichkeit unserer Weltsicht besäßen und daß wir uns nur lächerlich machen würden: zu sehen ist, was die Photos zeigen: ein schreiendes Kind, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegend! Wie viele Menschen haben ihre kindlichen Träume verloren auf dem Wege nach »Betlehem«, indem sie auf schreckliche Weise lernen mußten, »Realisten« zu werden! Schließlich hat man uns seit Kindertagen beigebracht, daß selbst die Liebe alltäglich werden kann, ja, daß sie »gewöhnlich« sein muß, um »zuverlässig« und »sicher« zu werden, und daß sie nur so lange hält, als sie uns langweilt und hinhält, ganz so, als müßte wie von selber alle Poesie und Verzauberung von einem Menschen abfallen, wenn wir nur beginnen, ihn wirklich kennenzulernen. Es gibt Skeptiker des Humanen, die, kaum daß wir »größer« geworden sind, uns zu glauben zumuten, daß die Wahrheit grundsätzlich schmutzig, blutig oder eklig ist, so als sei dies geradezu ihr Firmenschild.

Wieviel Mut gehört dazu, mit dem Bild der Engel vor Augen hinüberzugehen nach »Betlehem«, zum Stall und zur Krippe! Aber machen sich im Morgendämmern der Heiligen Nacht im Grunde nicht viel eher diejenigen etwas vor mit ihrem Skeptizismus oder Realismus, die immer nur wissen, was »man« zu tun »hat« – Menschen ohne Träume, ohne Visionen, ohne Gesang, ohne Engel, ohne die tanzenden Nächte, in denen die Sterne schimmern vor Glück? Jede Enge unseres Herzens macht Gefahr, andere Menschen einzuengen. Jeder Traum unseres Wesens, den wir nicht wagen zu leben, wird Träume im Herzen anderer zerstören. Jede Hoffnung, die wir selber verweigern, wird andere Menschen der Hoffnung berauben. Es liegt vor unseren Augen ja keine andere Welt seit diesem Weihnachtsmorgen; es ist dieselbe Welt in ihrer nach wie vor so drängenden, so aufdringlichen Ohnmacht und Erbärmlichkeit. Äußerlich besteht die Welt vielmehr ganz, wie sie war, und scheinbar hat sich nichts an ihr geändert bis auf diese Gruppe der »Hirten«, die unbeirrt der Botschaft ihrer Träume folgen und es wagen, ihren Traum wiederzuerkennen in der Armseligkeit von Stall und Krippe.

Ohne den Mut, die Visionen festzumachen in dem, was an den Sinnen immer wieder scheitern muß, werden wir zum Glauben niemals hingelangen. Ohne die Demut, sich zu beugen vor dem gering Erscheinenden, ohne die Geduld, gerade das noch Unentfaltete kostbar zu finden, wird es für die Gestalt unseres Erlösers auf dieser Erde keine Chance geben. Es ist die ganze Kunst der beginnenden Menschwerdung, inmitten der Wirklichkeit den Schimmer der eigenen Träume wiederzuerkennen. Wir beginnen, meint dieses Evangelium vom »Hinübergang« der »Hirten«, überhaupt erst dann wirklich als Menschen zu leben, wenn es uns gelingt, die Wirklichkeit mit ebendenselben Augen zu betrachten, die gerade noch die Engel sahen.

Eugen Drewermann

Ich kann nicht singen

Stille Nacht

Stalingrad. Im Kessel eingekeilt. Fünfzig Grad unter Null. Keine Gräber mehr für die Toten. Schwarz was noch lebte im Frost.

Konnte mein Bruder beten?

Heilige Nacht

Hamburg. Gomorrha gewesen. Als der Himmel Feuer regnen ließ. Die ausgebrannte Schädelstätte.

Kein Wasser, das lebendig macht. Keller ohne Ausgang zwischen Brand und Flammenzeichen. Schmerzen in der Hitze eingeschrieben.

Schrie meine Mutter noch?

Hohe Nacht

Hiroshima. Das Strahlengewitter. Ein Blitz, und schwarz stand der Tag. Die Hölle

ausgebrochen auf Erden. Kein Wort

für das Entsetzen, das die Gesichter verzerrt.

Hat ein Mensch Gott gedacht?

Meine Kindheit von Schrecken gezeichnet.

Daß Christus gelacht hat, wurde nicht überliefert.

Leona Siebensöhn

»Der Leib, der Körper ist die Sichtbarmachung der Seele.

*So ist das Wort Fleisch geworden,
die Idee wird faßbar, fühlbar, lebbar.*

*Ganz zu sein, ist nicht Ergänzung des einen
durch das andere, sondern zu verstehen,
daß das eine das andere ist.«*

»Später stehn um dich herum Vaterland und Fahnen,
Kirche, Ministerium, Welsche und Germanen.
Jeder stiert nur unverwandt auf das eigene kleine Land.
Jeder kräht auf seinem Mist, weiß genau,
was Wahrheit ist.«

In die Welt hinein

Das Kind ist da und wächst in die Welt hinein. Heraus aus der Symbiose, der Einigkeit, in die Vielheit der Rollen, Anforderungen, Funktionen und Schmerzen. Das Kind, der Kinderwunsch als ein Reflex auf die gesellschaftliche Wirklichkeit, bettet sich nun ein und ist weniger Projektionsfläche und mehr Handelndes, Besitz ergreifend und nehmend, teilend und autonom werdend.

Kind ist nicht Kind, zeigt das 1873 erschienene Grimmsche Wörterbuch.

Der Text von Kahlil Gibran ist ein Klassiker, mittlerweile bekannt wie Aufzählreime, und die lyrische Sprache mag dazu verleiten, die harte Realität der Forderung zu vergessen.

Riesenwaschkraft – das erste Wort, daß das von Christine Nöstlinger beschriebene Baby erlernt hat und der Blick nach draußen, der das Schlimme nicht verdeutlichen kann. Hans Magnus Enzensbergers Erinnerungsblick zurück mündet in ein Klagegedicht: »von gezeugten und ungezeugten zeugt nichts hier...« Die Ursprünge verschleiern langsam, Tagesgeschäftigkeit ist gefragt, und der Jammer der Jahre scheint überhand zu bekommen.

Kein Ausweg? Nicht zu finden in einem Werbetext für das Kursbuch 72 »Die neuen Kinder«, erschienen 1983, noch beim Satiriker Kurt Tucholsky. Das Wachsen in die Welt

hinein scheint einher zu gehen mit Verlust an Vision, Entmutigung und der Realitätsbeschwörung.

Und dennoch: In ihrem Entwurf »Für eine gemischte Welt« schreibt Barbara Sichtermann: »Nehmen Sie Ihr neugeborenes Kind auf den Arm und gehen Sie mit ihm hinaus ›in die Welt«. Mischen Sie sich drunter und mischen Sie sich ein.«

Kind

Neutrum, pl. *kinder*, proles, infans, liberi; das neutr. hat da die aufgabe, beide geschlechter zu umfassen, oder vielmehr das geschlecht als noch gleichgültig, wie noch nicht vorhanden zu bezeichnen, ganz wie bei *lamm*, *kalb*, *kitz*, den hausthieren...

Bedeutung und gebrauch.

1) *kind* in beziehung auf vater und mutter.

a) *kind im mutterleibe*, *neugeborenes kind*, *kind an der mutterbrust*.

b) *kinder zeugen* vom vater, früher auch von der mutter... früher auch *erzielen*, *zimmern*, *pflanzen*... Auch *kinder machen*..., doch jetzt, außer im scherz oder derber rede, nicht von ehelicher kinderzeugung...

c) *kinder haben*, auch *bekommen (kriegen)*, mhd. *gewinnen*..., von beiden elter, *bekommen* doch mehr von der mutter...

d) von der mutter *kinder gebären* (früher auch vom vater), *mit einem kinde niederkommen* (eig. zu liegen kommen, sich legen müssen), gewöhnlich bloß *niederkommen*. im höheren stile heißt es, die mutter *schenke* dem vater das kind...

e) vom eintreten des gebärens, von den wehen hieß es, *es wird einer weh zu einem kinde*, *zum kinde kreißeln*, ebenso *zum kinde arbeiten*, ganz einfach bair. *zum kinde gehn*...

f) die mutter spricht von dem *kinde das sie unter ihrem herzen getragen*, von den *kindern aus ihrem Schoße*, von dem *kind ihres herzens, ihrer schmerzen* u. ä., daher *schmerzskind*, ähnlich *angstkind* (das einzige kind heißt sprichw. ein *angst-kind*), *herzenskind*, das jedoch gewöhnlich das liebste kind meint, ebenso *schoßkind, busenkind, goldkind, mutterkind*.
g) endlich *afterkind* oder *nachkind*, auch *witwenkind*, vgl. *brautkind, findelkind, waisenkind, wechselkind*.

2) In beziehung auf rechtsverhältnisse und verwandtschaft.
a) *eheliches kind*, früher auch *echtes kind, ehekind*, das in der ehe, »recht und echt« geborne. es ist allein zu vollem erbe berechtigt, daher *erbkind ... nachkind*, aus zweiter ehe, dagegen *vorkind*.
b) *außereheliches, uneheliches, natürliches kind*, auch *unechtes kind* und nach verschiedenen beziehungen *kind der liebe, liebeskind, liebkind, liebkindlein*, schweiz. *hübschkind*, ferner *kebskind, bankkind, bänkelkind, bastardkind, beikind, nebenkind, jungfernkind, fallkind, hurkind, pfaffenkind*; sehr schön im bair. Gebirge *armes kind ...*
c) es findet sich aber, daß im strengsten sinne der name *kind* den echten kindern vorbehalten bleibt, so in »*kind und kegel*« vielleicht ist diese beschränkung *in kind* ursprünglich, und wurden in alter zeit weder bastarte noch sklavenkinder so genannt; denn die bastarte standen rechtlich außer der *sippe*, dem *künne ...*

3) In beziehung auf das alter.
a) *neugeborenes kind, wickelkind* oder *windelkind, kind in der wiege, an der brust, schoßkind, zartes kind ...*
b) das *kind* wird zum *knaben* oder zum *jüngling*, zum *mädchen* oder zur *jungfrau ...* doch dem vater, der mutter gegenüber bleibt die Bezeichnung *kind*, besonders in würdiger, förmlicher rede ...

Auszug aus dem Grimmschen Wörterbuch, 1873

Deine Kinder sind nicht deine Kinder

Sie sind die Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.

Sie kommen durch dich, aber nicht von dir, und obwohl sie bei dir sind, gehören sie dir nicht.

Du kannst ihnen deine Liebe geben,
aber nicht deine Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken.

Du kannst ihrem Körper ein Heim geben, aber nicht ihrer Seele, denn ihre Seele wohnt im Haus von morgen, das du nicht besuchen kannst, nicht einmal in deinen Träumen.

Du kannst versuchen, ihnen gleich zu sein, aber suche nicht, sie dir gleich zu machen.

Denn das Leben geht nicht rückwärts und verweilt nicht beim Gestern.

Du bist der Bogen, von dem deine Kinder als lebende Pfeile ausgeschickt werden.

Laß deine Bogenrundung in der Hand des Schützen Freude bedeuten.

Kahlil Gibran

nänie* auf die liebe

dies haarige zeichen
auf der abortwand
wer erriete daraus
die lieder die tränen
die gewitter der lust
die tausend und eine nacht
in der das geschlecht der menschen
wie ein meerleuchten
sich verzehrt hat
bewahrt
und vergessen

von gezeugten
und ungezeugten
zeugt nichts hier
als dies haarige zeichen
eingeritzt
in die verkohlte abortwand

Hans Magnus Enzensberger

* *nänie*: Grabgedicht, Trauer, Preis- und Klagegedicht auf Verstorbene

Blick nach draußen

Sei ruhig, mein Kind
es ist
alles nicht so schlimm
wie es aussieht.
Das meiste
ist schlimmer.

Brigitte Heidebrecht

Die neuen Kinder

Unser neuer Kanzler hat gesagt, wir Deutschen müßten wieder mehr Kinder haben. Unser Kanzler steht dem deutschen Volk bekanntlich sehr nahe, oder dieses ihm. Jedenfalls teilt es seinen Wunsch: Türken raus, Kinder rein. Am stärksten hat sich der neue Kinderwunsch aber dort inkarniert, wo es dem Kanzler vielleicht gar nicht paßt: bei denen, die sich und die Welt verändern wollen – gestern über die Profit- und heute über die Geburtenrate.

Oder wollen sie sich und die Welt schon nicht mehr verändern, sondern – übers Kind – befrieden? So ein Kind absorbiert ja allerlei an Sehnsüchten und Ängsten, an Projektionen und Theorien. Denken wir nur ein paar Jahre zurück: Die Kinder fraßen die Revolution, buchstäblich. Und sie gediehen dabei, wie es scheint. Heute dagegen werden sie erschreckend theorielos gezeugt und gezogen, oft sogar nach Großmutterrezepten, mit einer Öko-Zugabe. Ob sie auch das verkraften? Sicher. Kinder sind ja robust. Deshalb helfen sie ihren schwachen Eltern zu überleben.

Aus: Kursbuch 72

Aus den Aufzeichnungen eines Neugeborenen

1. Tag

Heute, gegen 0 Uhr 30, hat man mich aus dem dunklen Warmen ins helle Kalte hinausgepreßt. Zuerst wollte ich mich gegen diesen Transport zur Wehr setzen, weil ich mich in meiner Lage recht ordentlich etabliert hatte und auch weil ich ein Geburtstrauma für mich befürchtete. Doch dann kapierte ich, daß ich eine sogenannte »Hausgeburt« war, und beschleunigte meinen Austritt aus dem Mutterleib, so gut und so heftig

ich nur konnte, um das erhöhte Risiko, das Hausgeburten für Mutter und Kind darstellen, in erträglichen Grenzen zu halten.

Mein Vater war bei meiner Austreibung zugegen und begrüßte mich gleichermaßen verstört wie freundlich. Die Anwesenheit und Mithilfe dieses Mannes bei meiner Geburt war mir sehr willkommen, weil es ihm dadurch besser gelingen wird, eine Beziehung zu mir aufzubauen, und ich von Anfang an also zwei fixe Bezugspersonen haben werde; was vor allem dann sehr nützlich werden könnte, wenn meine Mutter einmal abhauen sollte. Dann sitze ich wenigstens nicht mit einem Vater da, der mit mir nichts anzufangen weiß. Für den Fall allerdings, daß es mein Vater sein sollte, der einmal abhauen wird, stehe ich dann schön blöd da und wesentlich belämmert als andere Kinder, die von Anfang an zu ihren Vätern keine Beziehung haben. Ihr Leid nämlich hält sich durch diesen Umstand bei seinem Abgang in erträglichen Grenzen.

Im Moment ist mir ziemlich langweilig. Ich liege nackt auf meiner Mutter nacktem Bauch, der noch ein ziemlich faltiger ist, herum. Das ist wichtig für mich, sagen sie. Zuerst im Bauch, dann auf dem Bauch! So werden bei mir Entzugerscheinungen vermieden, die ich kriegen könnte, wenn ich plötzlich das mütterliche Herzens-tick-tack nimmer hören kann.

7. Tag

Da ich ausschließlich mit Muttermilch ernährt werde, dürfte ich eigentlich weder Blähungen noch Leibschnitten haben. Da ich aber trotzdem Blähungen und Leibschnitten habe, diskutieren meine Eltern und mehrere Freunde von ihnen im Nebenzimmer darüber, ob man mir Kümmeltee oder Kamillentee verabreichen solle. Aber auch die Kümmelanhänger und die Kamillenanhänger haben untereinander Differenzen. Sie sind sich nicht einig, ob man mir ganz normale, also

chemisch gespritzte Ware aufkochen darf, oder ob man aus einem Reformhaus biologisch reinen Tee holen soll.

Außerdem ist Streit um meine Verpackung ausgebrochen. Um die Windeln geht es! Mein Vater möchte mich ohne diese aufziehen. Er sagt, ich läge in ihnen wie in einem permanenten Priesnitz-Umschlage, und das müsse sich – auf die Dauer gesehen – feucht auf mein Gemüt legen. Meine Mutter versteht das, aber sie wendet ein, daß man mir, hielte man mich windellos, ein Stück Plastik zwischen Laken und Matratze schieben müßte. Und da meine Mutter für Jute-statt-Plastik ist, was aber in diesem Falle keine Lösung sein kann, beharrt sie auf der Windelverpackung.

Ungewiß ist auch noch, ob sie mich bei einer Religion einschreiben lassen werden. Eigentlich wollen sie nicht. Doch meine Mutter hat eine Großmutter, und die ist bereit, mir als Starthilfe fürs Leben zwei Hektar Fichtenwald zu überschreiben. Meine Mutter meint, daß ihre Großmutter einem ungetauften Kinde keine Starthilfe wird geben wollen. Mein Vater will deshalb auf meinen Wald verzichten. Der Preis sei zu hoch, sagt er.

Ich hätte gern zwei Hektar Fichtenwald! Es beruhigt, ein wohlhabendes Kind zu sein. So oft mein Vater zu diesem Problem seine Meinung kundtut, schreie ich aus Leibeskräften. Leider versteht er mich nicht.

14. Tag

Mein Nabel kümmert meine Eltern. Er näßt gelblich. Weh tut er nicht. Die alte Frau, die die zwei Hektar Wald anzubieten hat, will meinen Nabel mit Cibazol-Puder einstäuben. Meine Mutter blättert in einem Buch, das ein sehr »natürliches« ist, und liest aus diesem vor, daß Zinnkrauttee gegen Gelbes, Nässendes anzuwenden sei. Die alte Frau, die mich bei einer Religion haben will, protestiert gegen den Zinnkrauttee, weil Tee naß ist und mein Nabel trocken traktiert werden soll. Sie

schimpft auf das natürliche Buch. Nie im Leben, sagt sie, hätte sie das Studium ihrer Enkeltochter subventioniert, wenn sie geahnt hätte, daß schließlich und endlich nichts rausschaut aus der Bildung als ein unwissenschaftlicher Rückschritt auf Zinnkraut.

Mir ist mein Nabel Wurscht! Viel mehr stört mich, daß sie mir eine leere Klopapierrolle in die Windel gepackt haben. Die steckt quer vor meiner Möse und spreizt mir die Beine. »Breit gewickelt« heißt das und wirkt vorbeugend gegen Hüftluxation.

Gebe der Himmel oder sonst wer, daß sie mir nicht auch noch Hakenfüße diagnostizieren! Sonst kriege ich Bandagenklumpfüße, die mir zwar für spätere Zeiten einen aufrechten Gang garantieren, mich aber im Moment am lustbetonten Strampeln hindern würden.

Gestern war die Katze bei mir im Bett. Sie ist länger und breiter und höher als ich. Sie hat sich quer über meinen Bauch gelegt und geschnurrt. Als mein Vater die Katze in meinem Bett endlich bemerkte, hat er sie weggenommen und sie in ein anderes Zimmer getragen. Aber mit Bekümmerung mußte ich feststellen, daß er die Sache nicht ernst genug genommen hat. Die Katze nämlich, davon bin ich überzeugt, will mir ans Leben! Wenn sie wiederkommt und sich nicht quer, sondern längs auf mich drauf legt, ist es aus mit mir, Ehrenwort!

28. Tag

Die Haut am Bauch meiner Mutter macht mir Sorgen. Die Falten nämlich verschwinden nicht. Und häßliche violette Streifen sind auch am Bauch; obwohl die Frau dreimal am Tag turnt und Creme in den Bauch einmassiert. Wenn der Bauch so bleibt, wie er ist, kann sie nie mehr einen Bikini tragen und wird mir das – völlig unterbewußt natürlich – auf ewig zum Vorwurf machen.

Meine Mutter ist überhaupt viel hintergründiger, als von innen

her zu ahnen war. Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was ihr mein Vater heute vorgehalten hat. Er hat behauptet, der Wunsch nach mir sei in ihr eigentlich bloß durch berufliche Frustration entstanden. Weil man sie – als Frau – daran hinderte, wirklich »Karriere« zu machen, habe sie nach anderen »Werten im Leben« ausgeschaut. Ich bin so ein Wert. Andererseits behauptet eine Freundin meiner Mutter, daß ich nur deswegen auf der Welt bin, weil meine Mutter die Pille gegen die »Lunaception« eingetauscht hat und die Lunaception nicht funktioniert hat, obwohl sie die beste und natürlichste Empfängnisverhütung ist, weil sie mit dem Mond und den Gezeiten arbeitet.

Mich kränkt dieses Gerede ein wenig. Was freilich etwas zu sentimental ist. Schließlich ist statistisch längst erwiesen, daß das Quantum von Zuneigung, das ein Kind im Leben erhält, nicht von dem Quantum an Sehnsucht abhängt, mit dem es herbeigeseht wurde.

56. Tag

Seit vorgestern bin ich ein römisch-katholisches Kind. Meine Mutter und ich haben den Wald gegen meinen Vater durchgesetzt. Die kalte Kirche und das kalte Wasser, das mir der Pfarrer über den Kahlschädel geschüttet hat, haben mir einen Schnupfen eingetragen. Für jemanden, der das Schneuzen noch nicht erlernt hat, ist ein Schnupfen die Hölle!

Ich sollte in viel frische Luft, sagt meine Mutter. Frische Luft ist gut gegen den Schnupfen. Aber die Luft, die es hierorts gibt, ist nicht sehr frisch. Fährt man mich im Kinderwagen herum, bin ich so weit unten am Boden, daß ich die ganzen Abgase in die Lunge kriege. Mein Vater hat gemeint, es sei klüger, mich gar nicht auszufahren, sondern mich bloß auf den Balkon zu stellen. Der Balkon ist im achten Stockwerk. Da sind die Abgase schon etwas dünner. Doch leider werden unser Haus und alle anderen Häuser rundherum mit

Schweröl beheizt. Wie sie mich vom Balkon hereingeholt haben, war ich von Rußflankerln schwarz getupft. Dabei ist der Dreck, den man sehen kann, hat meine Mutter gesagt, noch gar nicht der wirklich gefährliche Dreck.

Meine Mutter träumt davon, einen Bauernhof zu kaufen, damit ich eine ordentliche Luft kriege. Einen in einer kalkreichen Landschaft. Wegen der Bäume. Wo nämlich viel Kalk im Boden ist, wird der saure Regen besser neutralisiert. Dort sind die Nadelbäume fast noch ganz grün.

Mein Vater sagt, er muß sich erst einen anderen Beruf ausdenken, damit er auch von einem Bauernhof träumen kann.

112. Tag

Ich hege den Verdacht, daß meine arme Mutter einen echten »Still-Tick« entwickelt. Sie genießt es so, sagt sie. Es hat sinnliche Qualitäten für sie, die ihr neu und zutiefst bedeutend sind. Sie hat drei andere Frauen kennengelernt, die gleicher Ansicht sind und glücklicherweise auch Säuglinge dazu haben. Jetzt treffen wir uns immer zu einer »Stillrunde«.

Ich schätze den Vorgang des Stillens natürlich auch. Sogar über die Nahrungsaufnahme hinaus, rein zum Spaß, lege ich noch gern ein Nuckel-Viertelstündchen zu. Bloß sollte meine Mutter nicht jede meiner Unmutsäußerungen dahingehend deuten, daß ich an ihre Brust will. Mutterbrust ist auch nicht alles im Babyleben!

Meinen roten Hintern – zum Beispiel – kann ich ja eventuell durch lustvolles Nuckeln eine Zeitlang vergessen. Aber heil wird mein roter Hintern davon nicht.

Die Frau mit der Religion und dem Wald ist dafür, daß meine Mutter mit dem Stillen aufhört. Wir sind ja nicht im Mittelalter, sagt sie. Sie sagt, das lange Stillen gehöre in die gleiche alte Schublade wie das Zinnkraut für den Nabel.

Ich überlege mir ernsthaft, ob ich nicht wirklich – etwa durch Verweigerung der Mutterbrust – auf Kuhmilch in Flaschen umsteigen soll. Dies überlege ich aber nicht aus meiner Urgroßmutter Sinneshaltung und auch nicht etwa deshalb, weil durch das Stillen – wie eine Freundin meiner Mutter argwöhnt – meine Mutter Hängebrüste bekommen könnte. Mir geht es um den Bleigehalt in der Muttermilch. Kuhmilch ist weniger giftig! Aber die Entscheidung, ob ich mehr hinter meinem psychischen Heil oder meinem körperlichen Befinden her sein soll, ist sehr schwierig.

224. Tag

Heute haben mich meine Eltern in der Schule angemeldet, was nur dem sonderbar vorkommen kann, der nicht weiß, welches Gedränge um Schulplätze an besseren und ein bißchen alternativen Schulen herrscht.

Meine Eltern haben sich die Entscheidung, mich in sechs Jahren nicht in eine normale Staatsschule zu schicken, wirklich nicht leicht gemacht. Politisch gesehen, sind sie nämlich sehr dagegen und finden es richtig, daß Kinder aller Schichten und Klassen miteinander in eine Klasse gehen, um von vornherein füreinander Verständnis zu bekommen.

Aber meine Mutter hat dann gemeint, daß wir ohnehin in einer »Scheißbürgergegend« wohnen, wo ich in der Staatsschule gar keinen Querschnitt durch die Klassen und Schichten, sondern nur »bürgerliche Stücke« um mich hätte. Und da hat mein Vater dann gemeint, daß es im Interesse des Klassenkampfes sogar besser sei, mich alternativ einzuschulen. Da wird mir nämlich nicht schon im Kindesalter das Rückgrat gebrochen, da kann ich mich ordentlich fortschrittlich entwickeln. Und wenn ich dann die Schule hinter mir habe, bin ich schon so groß und stark und selbstbewußt, daß ich den Kampf gegen die Zustände aufnehmen kann.

Abgesehen davon, daß ich heute zum ersten Mal ohne hilfreiche Hand ganz allein einen Raum aufrecht durchquert habe – was ein sehr stolzes Gefühl ist –, habe ich seit voriger Woche eine Kinderfrau, weil meine Mutter wieder ihren Beruf aufgenommen hat. Mein Vater hat in der letzten Zeit damit geliebäugelt, seinen Beruf aufzugeben, um ausschließlich für mich und die Haushaltsführung zuständig zu werden. Diese nette Idee war aber leider aus finanziellen Gründen nicht in die Tat umzusetzen, weil man meiner Mutter für ihre Arbeitsleistung weit weniger bezahlt als meinem Vater für die seine. Es wäre ein Hungertuch geworden, an dem wir hätten nagen müssen! Aber was meine Mutter verdient, geht jetzt zu neunzig Prozent auf das Kinderfrauengehalt drauf (inklusive Sozialversicherung und andere Arbeitgeberabgaben). So gesehen, wäre es ökonomischer, meine Mutter würde mich weiter betreuen. Aber sie sagt, wenn sie ihren Beruf nicht gleich jetzt wieder aufnimmt, dann ist sie weg vom Fenster und hat den Anschluß verpaßt und kriegt in ein paar Jahren keinen Job mehr, der Aussichten auf Aufstiegschancen hat. Und dann wird sie eine unausgefüllte Person und fällt mir zur Last, weil sie ihre ganze Unausgefülltheit in die Kindererziehung stecken und mir damit sehr auf den Nerv fallen würde. Ich rechne damit, daß ich bald eine andere Kinderfrau haben werde. Und daß die nächste auch nicht die letzte sein wird. Meinen Eltern paßt die Art, in der ich da fremdbetreut werde, überhaupt nicht. Es ist nämlich so, daß sie jetzt schon sehr schief schauen, weil die Kinderfrau immer sagt, daß ich »ein braves Mädi« sein soll. Und mir alles verbietet. Und nicht mag, daß ich mit den Händen in den Spinat patsche. Und auf den Topf setzt sie mich auch andauernd. Wenn das so weitergeht mit dieser Rollenfixierung und dieser Analfixierung und dieser grauslichen Tribsublimierung, ist die ganze schöne freie Aufzucht, an der meine Eltern so schwer gearbeitet haben, im Arsch!

Mir wäre am liebsten, mein Vater würde mich großziehen. Eine amerikanische Studie hat nämlich ergeben, daß Kinder, von Vätern betreut, einen viel höheren IQ entwickeln als weiblich umhegte Kinder. Und ein gewisses Leistungsbewußtsein, das muß ich ehrlich zugeben, macht sich – weiß der Kuckuck wieso – schön langsam in mir breit.

PS: Eben habe ich laut und deutlich mein erstes Wort ausgesprochen. *Riesenwaschkraft* habe ich gesagt! (Seit ich eine Kinderfrau besitze, schaue ich regelmäßig das TV-Nachmittagsprogramm an.)

Somit bin ich also sprechend geworden und geistig-verbal in eine Entwicklungsphase getreten, die mir die Aufzeichnung von weiteren Tagebuchnotizen nicht mehr gestattet.

Christine Nöstlinger

An das Baby

Alle stehn um dich herum:
Fotograf und Mutti
und ein Kasten, schwarz und stumm,
Felix, Tante Putti . . .

Sie wackeln mit dem Schlüsselbund,
fröhlich quietscht ein Gummihund.
»Baby, lach mal!« ruft Mama.
»Guck«, ruft Tante, »eiala!«

Aber du, mein kleiner Mann,
siehst dir die Gesellschaft an . . .
Na, und dann – was meinst du?
Weinste.

Später stehn um dich herum
Vaterland und Fahnen;
Kirche, Ministerium,
Welsche und Germanen.

Jeder stiert nur unverwandt
auf das eigne kleine Land.
Jeder kräht auf seinem Mist,
weiß genau, was Wahrheit ist.

Aber du, mein guter Mann,
siehst dir die Gesellschaft an . . .
Na, und dann – was machste?
Lachste.

Kurt Tucholsky

Für eine gemischte Welt

Daß Großvater manch eine *Geschichte weiß* und daß die Kinder ihm gerne lauschen – das ist das Klischee. Man muß wohl darüber streiten, ob überhaupt noch was Wahres dran ist. – Daß kleine Kinder, besonders Säuglinge, etwas können, was wir fast alle verlernt haben, aber rückgewinnen, wenn wir uns trauten, bei einem Neugeborenen in die Schule zu gehen: *die Dinge zum ersten Mal anzusehen*, nichts selbstverständlich zu finden, das ist vielleicht theoretisch bekannt, aber praktisch spielt es kaum eine Rolle für das Verhalten der Generationen zueinander. Erwachsene haben im Umgang mit einem Kind, allemal einem Säugling, meist nur eins im Sinn: ihm den jungfräulichen Blick auf die Welt abzugewöhnen und ihm möglichst rasch die Brille ihrer eigenen Borniertheit zu verpassen. Die Kinder, eingeschüchtert, verstummt und ratlos – was sollen sie machen –, sie setzen die Brille auf. – Die Generationen lernen voneinander nicht.

Beim kaputten Klischee vom erzählenden Großvater sehen wir das besonders deutlich. Falls es heute überhaupt noch Großväter oder Großmütter gibt, die Geschichten erzählen wollen, so können sie allenfalls unter der sehr jungen Kinderschar auf ein flüchtiges Publikum hoffen – die größeren, die im »Geschichtenalter«, würden sich als Zuhörer nicht nur gelangweilt, sondern aggressiv verweigern. Kaum jemand ist weniger »in« bei der Jugend als Oma und Opa. Und die mittlere Generation? Sie kommuniziert mit den beiden anderen, der nachwachsenden und der Alten-Generation, als erfülle sie eine lästige Pflicht: hastig, beiläufig, nervös. Es muß ja sein. Mutter hat ein Recht darauf, daß wir sie Weihnachten einladen und die Kinder, mein Gott, einmal im Jahr können wir uns schon aufraffen, mit ihnen Drachen steigen zu lassen. Es gibt keine Langmut, kein Sich-aufeinander-Einlassen, keine Neugier, dafür reichlich Anmaßung und Indolenz. Ich übertreibe und pauschaliere ein wenig, aber nur ein wenig. Die Generationen interessieren sich füreinander nicht. Sogar das zähleibige Bedürfnis der Kinder, es ihren Eltern gleichzutun, beginnt zu schwinden. Auch die Jungen bleiben unter sich und orientieren sich aneinander.

Was da passiert ist und mit uns passiert, ist eine *Segregation der Generationen*, die in ihren Wirkungen noch bedrohlicher für das gesellschaftliche Leben zu sein scheint als die ältere Segregation der Geschlechter, die inzwischen teilweise einer erfreulichen Tendenz zur Mischung Platz macht. Es ist schwer zu sagen, ob die schwindende Bedeutung großväterlicher Geschichten und die mäßige Bereitschaft der Jugend, den älteren Generationen zuzuhören, ob die Ungeduld der mittleren Generation mit Kindern und Alten Produkt oder Produktionsbedingung der Segregationstendenz ist. Ein erster Blick kann nur konstatieren, daß die Segregationstendenz da ist, daß Mißtrauen zwischen den Generationen herrscht, und daß Mißtrauen und Segregation sich wechselseitig verstärken. Eine rigide Trennung der Generationen, was Ort, Zeit, Betätigungsfelder in den jeweiligen Alltags betrifft, hat in Gesell-

schaften, in denen die mittlere Generation und die Fähigkeiten und Werte, die sie repräsentiert, unangefochten herrschen, zur Konsequenz, daß die beiden nichtmächtigen, »belastenden« Generationen, die Alten und die Kinder, in Gettos gedrängt und entwürdigt werden. Die Alten gelten als schwach, die Kinder als unzurechnungsfähig, beide bestehen nur aus Problemen, die sie den Erwachsenen machen. Man muß sie irgendwie bändigen und einhegen, da sie noch nicht oder nicht mehr zur maßgebenden Generation gehören. Und während man die Alten und die Kinder gettoisiert, steht, ganz unversehens, die Restwelt der betriebsamen Erwachsenen ebenfalls als Getto da. Zwar ist es in ihm geräumiger und es gibt mehr Komfort – aber es begegnen sich auch hier die Angehörigen immer nur *einer* Generation.

Die Tendenz zur Segregation der Generationen hat schwerwiegende Folgen – für das einzelne Individuum sind diese Folgen mit Sicherheit tieferreichender als die z. B. der Trennung der Geschlechter, denn jener Bruch setzt sich, lebensgeschichtlich, im einzelnen fort. Der/die einzelne macht im Laufe eines Lebens ja verschiedene »Generationsidentitäten« durch, er/sie reist durch die Generationen, und anstatt von der einen in die andere zu gleiten – und auf jeder Stufe der Gemeinschaft mit den anderen sicher zu sein, deshalb die schon gelebten niemals ganz verlierend –, wird er durch als Traumen nur erfahrbare Grenzübergänge geschockt und bleibt unsicher in seiner eigenen, aggressiv und mißtrauisch gegen die anderen Altersgruppen.

Eine Herrschaft (oder wenigstens gleichberechtigte Mitherrschaft) der Alten und der Kinder wäre wohl ersprießlicher für alle. Anstatt der langweiligen Leistungsfixiertheit der mittleren Erwachsenengeneration und ihrer genauso langweiligen Überheblichkeit würden die von »archaischer Zeitwahrnehmung« geprägten Lebensstile der extremen Generationen zum Maß der Dinge: Die Alten, die alles mögliche Nichtige zu erwarten aufgehört haben, fangen an, ihre Zeit zu verschwenden – wie die Kinder, die so viel davon haben, daß Einteilung

von Zeit und Geiz mit Zeit für sie sinnlos wäre. Bummelei und Spiel kämen in unsere Tage wie eine Brise von jenem Strand, der, wie man sagt, unter dem Pflaster liegt.

Es versteht sich, daß so eine Welt einem Neugeborenen besser täte als unsere. Aber das Neugeborene kommt auf unsere, für es nicht gemachte Welt, wir können sie, ihm zuliebe, nicht von heute auf morgen »mischen«. Um die Segregation *aufzuheben*, um eine (nicht nur für Kinder) förderliche *Mischung der Generationen* einzuleiten, bedürfte es größerer gesellschaftlicher Verschiebungen und Umschichtungen, die ihre Basis hätten in einer veränderten Gestalt der gesellschaftlichen Institutionen. Um die Richtung anzudeuten, in die ich denke: Damit sich die Generationen mischen, müßten die Herde der Segregation kaltgestellt werden, dazu gehören die Schulen, mit ihrer zwangsweisen Zusammenfassung Gleichaltriger, viele mächtige Arbeitsplatzkonglomerate wie z. B. Großraumbüros, in denen ganze Heerscharen von Damen zwischen 20 und 28 fronen, oder bestimmte Bereiche der Fertigung in der Industrie, in denen man ausschließlich Männer im besten Zupackalter antrifft, überhaupt die Berufsbilder mit ihrer meist starren Generations- (und Geschlechts-)gebundenheit. Es gibt viele andere gesellschaftliche Einrichtungen, manche neu, andere schon lange etabliert, die der Segregation zuarbeiten, darunter die Art des Wohnens: kleine funktionelle Wohnungen oder Häuser, in denen Vater und Mutter ihren Feierabend konsumieren; die Kinder sind möglichst ganztags in der Schule und abends im Bett oder bei ihren »peer-groups«. Ein anderes Beispiel, das in den Rahmen dieses Buches paßt, ist die immer wieder von den Autoritäten formulierte Aufforderung an die Frauen, ihre Kinder zwischen dem 22. und dem 28. Lebensjahr zu gebären. Eine solche Propaganda homogenisiert die Elterngeneration, deren Erziehungsstile und darüber dann die nachwachsende Generation. Die medizinischen Einwände gegen generationsgemischte Elternschaft, also gegen sehr junge und gegen ältere Mütter,

sind zum großen Teil nicht stichhaltig. Was dahinter steckt und wirkt, ist die Segregationstendenz.

Von Altenheimen und Ledigen-Mütter-Asylen kann ich schweigen. Aber die Krabbelstube oder die Kinderkrippe ist eine kritische Anmerkung wert: So unentbehrlich solcherlei Einrichtungen für manche (arbeitende) Mütter/Eltern sind, so problematisch ist doch die in ihnen im kleinen abgebildete Tendenz zur radikalen Altersstufenentmischung. Kindergruppen mit Säuglingen, Fünfjährigen und Zwölfjährigen sind vielleicht schwerer zu »betreuen«, aber sie entsprächen, solange immer auch innerhalb der jeweiligen Altersgruppen potentielle Gefährten sich finden können, besser den Bedürfnissen der Kinder.

Für das Leben mit einem Neugeborenen, dies sei hier in aller Kürze, aber mit Betonung gesagt, ist die Trennung der Generationen und Altersstufen ein großes Übel. Lassen wir die Mutter beiseite, der seit der Auflösung der Großfamilie sozusagen natürliche Entlastungsmöglichkeiten weggenommen worden sind. Konzentrieren wir uns auf das Neugeborene: Ist nicht das schnellfertige, smarte Effizienz-Gehabe durchschnittlicher moderner Angehöriger der Elterngeneration heute für diesen kleinen leidenschaftlichen Haufen Leben mit seinen allerfeinsten Nerven und Sinnen ein eher mangelhaftes Entwicklungsmilieu, und wenn seine Eltern es noch so liebhaben? Eltern sind heute, in der Regel, selbst Opfer der Segregation, also eingeschränkt in ihrem Wahrnehmungs- und Anregungsvermögen. Der Zauber des ersten Blicks auf alle Dinge wird von Kindern und Alten, von Persönlichkeiten mit Langmut und Phantasie oder auch nur einfach mit der Bereitschaft, die Dinge kommen zu lassen, sehr viel besser erspürt und beantwortet.

Obwohl es letztlich Umorientierungen »im großen« sind, die eine langfristig stabile gemischte Welt schaffen und garantieren könnten, ist doch für die Einzelinitiative ein gewisser Spielraum geblieben. Wenn Sie für sich und das Neugeborene gute Bedingungen herstellen wollen, so versuchen Sie, wo

immer es in Ihrer Macht steht, eine Mischung der Generationen in der sozialen Umwelt Ihres Kindes zu erreichen. Mit »gemischter Welt« meine ich nun noch mehr, als daß drei Generationen unter einem Dach leben. Ich meine damit auch, daß die Generationen sich in Öffentlichkeit und »Arbeitswelt« begegnen sollten. Gehen wir vom Neugeborenen aus: Würden Sie auf die Idee kommen, es mitzunehmen, wenn Sie, beispielsweise, eine Gerichtsverhandlung besuchen oder an Ihren Arbeitsplatz als Bankangestellte zurückkehren wollen? Wahrscheinlich nicht. Sie würden, zurecht, Verbote und Sanktionen fürchten. Wenn man sich das aber mal ausmalt oder gar ausprobiert: ein Säugling auf der Zuschauertribüne eines Gerichtssaals oder zwischen den Hängekarteen eines Bankschalters – Sie werden es nicht glauben, es geht. Es geht sogar unter Umständen für die Beteiligten, auch für die übrigen Erwachsenen, besser als vorher. Denn die Gegenwart eines Säuglings kann eine Veränderung des sozialen Klimas in Richtung auf mehr Rücksicht, Hilfsbereitschaft und Geduld bewirken.

Da kommt dann leicht der Einwand: für so ein Kind ist das doch nicht der rechte Ort – die Unruhe, die Bakterien. Haben Sie 'ne Ahnung, wieviel Spaß den Kleinen die Abwechslung macht und wie gut sie fähig sind, »abzuschalten« und inmitten von Stimmengewirr und anderen Geräuschen zu schlafen, wenn sie genug geschaut haben. Und die Sache mit den Bakterien ist schlichtweg dummes Zeug. Aber dann kommt *der* Einwand, der eigentlich gemeint ist und den »segregierten« Erwachsenen so recht am Herzen liegt: So ein Kind stört eben, es schreit.

Verehrte Damen und Herren, es schreit nur dann, wenn es *nicht* mitgenommen wird. Und sollte es doch hier einmal weinen – warum sind Sie unfähig, das für kurze Zeit zu ertragen? Sie lassen das Geheule unzähliger Automotoren, das Rattern und Knattern unzähliger Bau- und anderer Maschinen, das Gejaule von Flugzeuggeschwadern und viele andere Zivilisationskrähe mehr über sich ergehen. Aber wenn ein neuge-

borenes Kind klagend seine Stimme erhebt, dann sind Sie sofort am Rande Ihrer Toleranz. Merkwürdig.

Lieber Leser, liebe Leserin, nehmen Sie Ihr neugeborenes Kind auf den Arm und gehen Sie mit ihm hinaus »in die Welt«. Mischen Sie sich drunter und mischen Sie sich ein.

Barbara Sichtermann

*» Wir sind nicht geboren, wir werden jeden Tag geboren
und wenn wir nicht wachsen,
dann sterben wir.«*

*» Verzeihen sie mein Befremden.
Dieser Tag scheint mir nämlich meiner Eltern wegen
in die Intimität zweier Menschen zu gehören,
die sie und die anderen nicht kennen.
Ich selber habe nie die Kühnheit aufgebracht,
mir meine Zeugung und meine Geburt vorzustellen.«*

Rückblicke

Nurmi hat eine interessante und schmerzliche Perspektive. In der Erzählung von Werner Koch lebt er sein Leben rückwärts, und alles, was auf ihn zukommt, ist schon vorherbestimmt, statt älter wird er jeden Tag jünger und wird eines Tages verschwinden, vorgeburtlich werden.

Wachstum ist vielleicht nur im Unberechenbaren möglich, nicht im Vorherbestimmten. Wer weiß, wohin er kommt, hat keine Möglichkeit der Entwicklung, da all sein Suchen, all sein Handeln auf den vorherbestimmten Punkt gerichtet ist. Drei Gedichte (Eich, Enzensberger, Meckel) geben Rückblicke auf Lebensläufe.

In ihrem Roman »Malina« schreibt Ingeborg Bachmann eine Erwiderung auf den Geburtstagsglückwunsch. Wie gegen den Strich gebürstet liest sich dieser Text.

Dort, wo Handeln ein Akt unter vielen geworden ist, wo wir Dinge um ihrer selbst Willen nicht mehr tun, sondern sie mit Funktionen besetzen, wo Vorgänge technisiert überlagert sind, dort ist auch Intimität nicht mehr möglich.

Es wird öffentlich und zwar nicht im Sinne von Schamlosigkeit, sondern von Belanglosigkeit. Sich empfindlich zu machen für die Dinge und Vorgänge an uns und mit uns, ist zu

einer schweren Arbeit geworden, der wir uns unterziehen müssen, ohne daß sie aus dem Leben selbst erwachsen könnte.

Rückwärts leben

Wenn man rückwärts lebt, sagte Nurmi, lebt man gegen die Zeit, und man weiß von vornherein, daß man verloren ist.

Er merkte, daß ich ihn nicht gleich verstanden hatte, sah mich mit trüben Augen an, gerade so, als sei es vertane Zeit, sich mit mir zu unterhalten, doch da ich nicht wollte, daß er wieder in sein Schweigen zurückfiel, fragte ich ihn, wovor er sich denn fürchte. Er überlegte. Furcht, sagte er dann, sei nicht das richtige Wort, denn man fürchte sich ja meistens ohne Grund, man wisse nicht, warum. Ihm aber sei die Zeit gesetzt. Er wisse auf die Minute genau, wie lange er noch zu leben habe, 51 Jahre und 114 Tage nämlich, viel Zeit zwar, aber wie füllt man sie aus? Der Tod fällt weg, den hat man hinter sich, und insofern sei es nicht nur schwer, an irgend etwas zu glauben: man muß auf den Glauben verzichten. Der Lebenslauf steht fest, auf die Minute terminiert, und alles ist erst zu Ende, wenn man letztendlich in den Mutterleib hineingeschoben wird, immer winziger wird, sich auflöst und verschwindet. Nurmi winkte dem Ober, fragte nach Zigaretten, ich bestellte mir einen Asbach.

Für ihn, sagte er, habe Religion keinen Zweck. Wenn es einen Gott gäbe, habe der seine Schuldigkeit getan; der sogenannte Gott habe ihn auferweckt und lasse ihn nun leben. Religiöse Gefühle und Gedanken, sagte Nurmi, seien für ihn nichts anderes als zufällige Impressionen, die man irgendwann und ebenso zufällig für tabu erklärt hätte. Für ihn sei die Zukunft eine beschlossene Sache, kein Gebet ändere etwas daran, und alles, was er je im Leben tun würde, könne nie durch den Glauben, immer nur aus Einsicht bewirkt werden. Seine

moralischen Pflichten seien keine göttlichen Gebote, sein Wille kenne keine Idee und keine Ideale, seine Wahrheit sei nichts als bloße Wirklichkeit, Freiheit gebe es nicht für ihn; er wußte nicht, was Hoffnung ist, und die Chance auf Erlösung war ihm nicht gegeben. Sein Schicksal war beschlossen, und er konnte es nur bewältigen durch Vernunft. (...) Nurmi schwieg. Seine Kaffeetasse war halb leer, der Kaffee kalt. Er drehte die Tasse hin und her, und da ich ihn ablenken wollte, fragte ich ihn, wie es seiner Frau ginge.

Er sei zufrieden, sagte er.

Aber, fragte ich, ob er sich denn allmählich an sie gewöhnt habe, ob sie jünger geworden sei, wie sie denn aussehe, ob er angefangen hätte, sie zu lieben, wie sie lebten, wie sie miteinander auskämen, was sie sich zu sagen hätten. (...)

Nurmi schwieg.

Er sehe zu schwarz, meinte ich. Mir war klar, daß er andere Probleme hatte als ich, umgekehrte Probleme, aber auch mit ihnen muß sich ja fertig werden lassen. Der Mensch, meine ich, sieht sich im Leben eigentlich immer wieder vor eine Aufgabe gestellt: der Angleichung von Theorie und Praxis. Natürlich kann man behaupten, was sich in der Praxis als falsch erweise, habe seine Fehlerquelle stets in der Theorie; insofern existiere gar kein Unterschied zwischen beiden. Prinzipiell ist das richtig; aber die Pläne, die sich der Mensch macht, sind nur selten praktikabel, er baut Luftschlösser, und in Schlössern aus Luft läßt sich nicht wohnen. Ich sitze in meinem Büro tagaus, tagein über Planskizzen, die zwar durchdacht sind und akkurat aussehen, nur: sie funktionieren nicht. Was einer entwirft oder lehrt, muß sich verwirklichen oder erfüllen lassen, sonst degradiert er sich zum Schwindler. Wer eine Idee hat, weiß natürlich, daß sie noch keine Realität ist, aber die Vernunft gebietet ihm, seine Idee realisierbar zu machen; andernfalls wäre sie doch nur ein Hirnspinnst.

Ich fragte Nurmi, was er für die nächste Zukunft plane.

Nichts, sagte er. Er würde am Abend wieder nach Hause

fahren, seine Frau treffen, ihr mit ein paar Worten sagen, was er erlebt hätte, etwas essen, Zeitung lesen, fernsehen, zu Bett gehen, einschlafen und abwarten. Aber, sagte er, er würde sich freuen, wenn ich ihn einmal besuchte; allerdings lebe seine Frau noch zurückgezogener als er, sie sei wortkarg und menschenscheu, und man müsse das ja auch verstehen. Sie lebten am Rande der Gesellschaft, sagte er, Mitmenschen zwar, aber Außenseiter.

Und dann die Angst. Die Angst, jung werden zu müssen; eine Mutter vorzufinden, die einen nicht mag, die man selber nicht leiden kann, die einen schlecht behandelt; nichts ändern zu können; nicht zu wissen, was vor dem Tod passiert ist; nicht die Möglichkeit zu haben, den Freitod zu wählen; leben müssen mit der Endstation, ein Kind zu sein; alles zu wissen, um alles zu verlernen.

Der Ober kam, fragte, ob er noch etwas bringen solle. Nurmi bestellte Kaffee, ich einen zweiten Asbach. Das Paar zwei Tische weiter war gegangen, ohne daß ich es gemerkt hatte. Was geschieht, fragte Nurmi, wenn ich nach der Hochzeit meine Frau aus den Augen verliere und sie dann nie mehr wiedersehe? Er schwitzte auf der Stirn und am Hals, er hatte Angst. (. . .)

Er sah wieder auf die Uhr, seine Hand zitterte ein wenig. Für ihn war dieser Vorgang natürlich ein aufregendes Ereignis, das war mir klar. Mit jeder Minute, jeder Stunde, jedem Tag verkürzte sich sein Leben, und auf einem Kalender hätte er die Tage abstreichen können, wie das die Zuchthäusler tun oder die Kinder vor Weihnachten; wieder ein Tag weniger, wieder ein Jahr vorbei, aber schnell wird man fünfzig, zehn Jahre später vierzig, schon bald ist Hochzeit, die Studentenjahre beginnen, die Schule fängt an, die Kindheit bricht herein . . . Natürlich mahnt die Uhr uns alle; aber Bauer Greiff, die Katze oder ich haben den Trost, das Ende nicht zu wissen, ein natürlicher Egoismus läßt uns hoffen, wir haben den Glauben, alt zu werden, und wenn uns die Frau oder ein Kind oder ein Freund stirbt, können wir für Abhilfe sorgen. Ich half ihm

in den Mantel, und wir gingen zum Bahnhof. Wir ließen uns Zeit. (. . .)

Werner Koch

Augenblick im Juni

Wenn das Fenster geöffnet ist,
Vergänglichkeit mit dem Winde hereinweht,
mit letzten Blütenblättern der roten Kastanie
und dem Walzer »Faszination«
von neunzehnhundertundvier,
wenn das Fenster geöffnet ist
und den Blick freigibt auf Floßhafen und Stapelholz,
das immer bewegte Blattgewirk der Akazie, –
wie ein Todesurteil ist der Gedanke an dich.
Wer wird deine Brust küssen
und deine geflüsterten Worte kennen?

Wenn das Fenster geöffnet ist
und das Grauen der Erde hereinweht –

Das Kind mit zwei Köpfen,
– während der eine schläft, schreit der andere –
es schreit über alle Welt hin
und erfüllt die Ohren meiner Liebe mit Entsetzen.
(Man sagt, die Mißgeburten nähmen seit Hiroshima zu.)

Wenn das Fenster geöffnet ist, gedenke ich derer,
die sich liebten im Jahre neunzehnhundertundvier
und der Menschen im Jahre dreitausend,
zahnlos, haarlos.

Wem gibst du den zerrinnenden Blick, der einst mein war?
Unser Leben, es fährt schnell dahin als flögen wir davon,
und in den Abgründen wohnt verborgen das Glück.

Günter Eich

Lebenslauf

Später erfuhr ich, daß es ein Freitag war,
da ich herausfuhr, schreiend,
aus meinem Sarg, aus meiner Mutter.

Zwischen meiner verräterischen Geburt,
besiegelt von Öl und Wasser und Salz,
und meinem eingeborenen Tod,

in dieser langen Weile zwischen Freitag
und Aberfreitag ward ich geimpft
und gefirmt und gemustert. Für Glück

galt das lackierte Gesicht der Gewalt.
Einmal im Jahr hat der Schnee gewechselt.
Mein Totenhemd tauschte ich täglich.

Ich habe die vier Striche des Himmels bemerkt.
Meine Worte sind davongefahren auf einem Wind.
Kein Ruhm, kein Feuer hat mich verzehrt.

Abends ist meine Leber schwer wie ein Feldstein,
und wenn es Freitag wird, höre ich ein Geschrei,
als schrie ich in meinem weißen Hemd,

wie vor langer Weile, zur Stunde meiner Geburt.
Dann schlafe ich mürrisch ein und denke:
Das geht mich nichts an. Es wird ein anderer

Krieg sein, ein anderer toter Hund, nicht ich,
wird zum Mond geschossen, verscharrt
im entgeisterten, schreienden Raum.

Hans Magnus Enzensberger

Musterung

Wie kamst du in die Welt? Ein Mensch, geboren,
mir schlug die schöne Welt den Himmel um die Ohren.
Dein Alter? Sieben Kriege und ein Überleben.
Leibgröße? Wie ein Sarg, der allen Völkern Platz kann
geben.

Dein Herz? Ein Muskel, der kaut eine Kälte.

Dein Mund? Ich hab ihn mir verbrannt mit Strophen.

Die Augen? Sahen oft, wie sich die Nacht erhellte.

Die Ohren? Hörten oft Geschrei im Klageofen.

Was hast du vor? Nocheinmal überleben
und sagen: diese Mähre haben wir geritten

wir wollen ihr ein bessres Futter geben

und um ein neues Zaumzeug bitten.

Wie heißt dein Land? Es heißt nicht; nicht vorhanden;
es liegt verstreut in vieler Bosse Händen.

Und dein Zuhause? Ein Fluchtweg allerlanden
ein Hohelied, zu singen allerenden.

Wie kann ein Mensch so reden – streicht ihn von der Liste!

Du taugst als Musikant nur an nutzloser Stelle –
Gewiß – ich spann mich selber vor die Leierkiste
und zieh sie pfeifend durch die taube Hölle.

Christoph Meckel

Glückwunsch zum Geburtstag

Sehr geehrter Herr Präsident,
Ihr Brief überbringt mir, in Ihrem Namen und im Namen aller, Glückwünsche zu meinem Geburtstag. Verzeihen Sie mein Befremden. Dieser Tag scheint mir nämlich, meiner Eltern wegen, in die Intimität zweier Menschen zu gehören, die Sie und die anderen nicht kennen. Ich selber habe nie die Kühnheit aufgebracht, mir meine Zeugung und meine Geburt vorzustellen. Schon die Nennung des Geburtsdatums, das nicht für mich, aber für meine armen Eltern eine Bedeutung gehabt haben muß, ist mir immer vorgekommen wie die unstatthafte Nennung eines Tabus und die Preisgabe fremder Schmerzen oder fremder Freuden, die ein fühlender und denkender Mensch beinahe als strafbar empfindet. Ich sollte sagen, ein zivilisierter Mensch, da unser Denken und Fühlen zu einem Teil, in seinem beschädigten Teil, an die Zivilisation gebunden ist, an unsere Zivilisierung, durch die wir es längst verscherzt haben, uns auch nur mit den wildesten der Wilden in einem Atem nennen zu können. Sie, ein Gelehrter von hohem Rang, wissen besser als ich, welche Würde die Wilden, die letzten, nicht ausgerotteten, in allem zeigen, was Geburt, Initiation, Zeugung und Tod betrifft, und bei uns ist es nicht nur der Übermut der Ämter, der uns um einen letzten Rest von Scham bringt, sondern vor der Datenverarbeitung und den Fragebögen wirkte ja ein vorausseilender, verwandter Geist, der sich siegessicher auf diese Aufklärung beruft, die schon die größten Verheerungen unter den verwirrten Unmündigen anrichtet. Die Menschheit wird noch zur totalen Unmündigkeit erniedrigt werden, nach ihrer endgültigen Befreiung von allen Tabus.

Ingeborg Bachmann

*»Warum erinnern wir die schmerzhaften Vorgänge des
Erwachsenwerdens und Erwachsenseins so viel häufiger,
als die lustvollen? Vielleicht, weil wir gelernt haben,
zu spalten, statt zu einen, zu trennen, zusammenzufügen,
zu entfremden, statt zu verinnerlichen.*

*Geburt ist das Erlebnis von Schmerz und Lust
in gemeinsamer Möglichkeit.«*

Am Ende ratlos

*Am Ende steht die Ratlosigkeit angesichts der ungeborenen
Kinder. Sie sind nicht zur Welt gekommen, gestorben in der
Mutter.*

*Sie hatten keine Chance, die Lebensbedingungen waren für
sie nicht so, daß sie hätten existieren können.*

Tot kommen sie zur Welt, betrauert und unbetrauert.

Sie machen Eltern wehr- und hilflos.

Mein Kind

Ich habe mein Kind
begraben
das ich nicht gebar

Es war
vollkommen

Rose Ausländer

- 106 Hans Magnus Enzensberger: nänie auf die liebe, aus: Blindenschrift.
© 1967 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M
- 106 Brigitte Heidebrecht: Blick nach draußen, aus: Lebenszeichen. Druckstore, Köln 1980
- 107 Die neuen Kinder, aus: Kursbuch 72. Kursbuch Verlag, Berlin 1983
- 107 Christine Nöstlinger: aus den Aufzeichnungen eines Neugeborenen, aus: Kursbuch 72. Kursbuch Verlag, Berlin 1983
- 115 Kurt Tucholsky: An das Baby, aus: Gesammelte Werke. Bd. III.
© 1960 by Rowohlt Verlag, Reinbek
- 116 Barbara Sichtermann: Für eine gemischte Welt, aus: Leben mit einem Neugeborenen. © 1981 by Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/M
- 124 Werner Koch: Rückwärts leben, aus: See-Leben I. © 1973 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M
- 127 Günter Eich: Augenblick im Juni, aus: Botschaften des Regens.
© 1963 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M
- 128 Hans Magnus Enzensberger: Lebenslauf, aus: Die Gedichte. © 1983
by Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M
- 129 Christoph Meckel: Musterung, aus: Bei Lebzeiten zu singen. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1976
- 130 Ingeborg Bachmann: Glückwunsch zum Geburtstag, aus: Malina.
© 1971 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M
- 131 Rose Ausländer: Mein Kind, aus: Ich höre das Herz des Oleanders.
© 1984 by S. Fischer Verlag, Frankfurt/M

Abschied

Ein Lesebuch

Herausgegeben von Hans Georg Ruhe
142 Seiten.

Gebunden mit Schutzumschlag

Menschen trennen sich und kommen zusammen, sehen sich und verlieren einander aus den Augen, wenden sich ab oder neigen einander zu. In jede neue Begegnung ist bereits der Beginn der Trennung gelegt.

Ein Lesebuch, das Mut macht, sich den täglichen Trennungen und Abschieden zu stellen.

Das Buch legt Gedichte, Prosastücke, Aphorismen, sachliche Texte vor zu: Abschied und Tod – Der erste Abschied: die Geburt – Das tägliche Verschwinden – Liebesabschied und Liebestod – Sterben – Der verwaltete Tod, u. a. m.

Die Autoren dieser Texte sind: Max Frisch, Kurt Tucholsky, Else Lasker-Schüler, Pablo Neruda, Stanley Kelemann, Antoine de Saint-Exupéry, Paul Boldt, Rainer Maria Rilke, Jacques Prévert u. a.

Kösel-Verlag · München